

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Text]

[urn:nbn:de:bsz:31-339933](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339933)

aber sind noch die drei Böcher erschlich, worin sie einst standen. Der Ort ist als eine Art Wallfahrt in der Umgegend bekannt und wird häufig besucht, um für die armen Seelen zu beten. Die Aeste der Lannen hängen oft voll Bildern und Tafelchen von Heiligen. Der Platz wird, besonders bei Nacht, wo möglich gemieden oder umgangen. Die Bauern, welche gewöhnlich Morgens früh oder Abends spät mit Fruchtwagen den Galgenbühl passiren müssen, um auf den Markt nach Ueberlingen oder von da her zu fahren, behaupten, der Platz sei nicht geheuer. Bloslich schnauben die Pferde und ziehen keinen Strick mehr an; beten helfe nicht, aber ein tüchtiger Fluch vertreibe die bösen Geister und bringe das Gefährte wieder in Gang. Wie sehr das Schauerliche dieser Nichtstätte sogar in der jetzt lebenden Umgebung sich erhalten hat, beweist, daß fast in allen Häusern nach der gewöhnlichen Abendandacht noch ein Vaterunser für die armen Seelen unter dem Hochgericht gebetet wird. Der vorlezte Hingerichtete war ein Raubmörder und zwar ein unbußfertiger, der dem Geistlichen unter dem Galgen auf dessen Ermahnung zu Reue und Buße zur Antwort gab: er habe in seinem ganzen Leben nur ein Vaterunser gebetet und das stinke ihm noch zum Hals heraus. Die letzte Hinrichtung traf die schöne Theresse. Diese soll eine ebenso geschickte, als unverbesserliche Diebin gewesen sein. Ihre Schönheit war so hinreißend und der Eindruck auf die Richter so bestimmend, daß sie mehrmals wegen ihrer Schönheit begnadigt worden sein soll, bis sie endlich doch das langstverdiente Loos traf.

Nachdem die Gerichtsffung vorüber war, verließ sich das Volk, und der Landrichter und die zwölf Schöppen oder Schöffen begaben sich nach Hause zurück.

Der Landrichter selbst kam erst spät am Abend heim nach Wattenberg, als die lieben Sterne schon zu schimmern angefangen hatten; denn er war noch zu Wittenhofen etwas aufgehalten worden. Die Seinigen waren bereits am Abendtische versammelt, wie er ankam; er setzte sich zu ihnen hin, aß mit und begab sich dann alsbald zur Ruhe, da er den Tag über sehr angestrengt und zudem schon ein betagter Mann war. Der wackere, biedere, streng rechtliche Mann gehörte zu den unabhängigen freien Leuten, wie man damals jenen Theil des Volkes nannte, der die Mitte zwischen Adel und Leibeigenen einnahm und sich zunächst auf den Bauernstand bezog, und zwar gehörte er zu jener Klasse der Freien, die nicht nur persönlich frei waren, sondern auch eigenen, freien, mit keinen

Zinsen belasteten Grundbesitz hatten, mit dem sie schalten und walten konnten, wie sie wollten, und die sich nur dadurch vom Adel unterschieden, daß sie ihr Feld und Gut selbst bebauten und bewirthschafteten.

Wattenberg selbst, wo sein Hauptgut war, — jetzt ein badisches Dörfchen von circa 60 Einwohnern in der Gemeinde Homberg, das sehr anmuthig nahe der württembergischen Grenze, schief über Urnau auf einer Abflung der weiten Hochebene liegt, welche sich aus dem Badischen weit über den Bezirk Ravensburg ausbreitet und einen lieblichen Ausblick auf den Gehrenberg, nach Roggenbeuren und in den Thalgrund nach Sigglingen gewährt — erscheint schon frühe in der Geschichte; denn ein Geroldus de Wattenberg und ein Konradus der Waibil von da kommen schon 1185 als Zeugen mit Anderen bei einer Schenkung Konrad's und Hartmann's v. Mimmehausen an das Kloster Salem vor.

Dort wohnte der Landrichter in einem großen Hofgebäude, das viele Aehnlichkeit mit einem alten Schwarzwälder Haus hatte, und bebaute sein ausgedehntes Gut mit seinen zwei Söhnen Heinrich und Kuno nebst elliichen Knechten und Mägden. Sein ältester Sohn Konrad war bald nach der Geburt gestorben. Töchter hatte er nicht und seine Frau, eine geborne Vogelsang, raffte 1349 die Pest, der s. g. schwarze Tod, weg, nachdem ihm zuvor die „Hewstefel“ alles Grün der Felder abgefressen und darauf die Nothach und überall ausgebrochenes Wasser seinem Gut großen Schaden verurlicht hatten.

Nach den Chroniken gab es nämlich schon 1335 eine solche Menge seltsam geflügelter Heuschrecken, deren Flug sich auf 14 Stunden weit erstreckte, daß sie in den Wäldern und auf Feldern alles, was sie antrafen, verzehrten. Sie hatten angeblich sechs Flügel und Zähne, so glänzend wie Elfenbein. Mit Sonnenaufgang erhoben sie sich in die Luft und zwar so dick wie ein Nebel, der die Sonne verdunkelte und Schatten bewirkte. Abends 9 Uhr setzten sie sich wieder und fraßen alles weg. Sobald man sie wahrte, läutete man Sturm, um sie abzuhalten. Im Winter verkrochen sie sich und kamen im Frühjahr wieder hervor. Dies geschah vier Sommer nacheinander. Viele tödtete man, viele wurden von den Vögeln verzehrt; aber ein Ende machte ihnen erst ein im Weinmonat (October) 1339 reichlich gefallener Schnee.

Was die Nothach betrifft, so ist dies diejenige Aach, welche von Nothach bei Wilhelmshorf herkommt, bald in einem breiten und flachen, bald in einem engen von schroffen Wänden begrenzt

ten Thale abwechselnd auf württembergischem und badischem Boden fließt, wo sie mehrere Mühlen treibt, als: Schöne-Mühle, Seigen-Mühle etc., dann zu Neuhaus bei dem bereits genannten badischen Pfarrdorfe Urnau in einen wilden, waldigen Tobel tritt, den sogenannten Fuchstobel mit dem gleichnamigen Weiler, der wegen den vielen Raubvögeln, namentlich Weihen, welche sich in dortiger Waldung aufgehalten, auch Weihentobel genannt wird. An diesem abgelegenen Orte kamen früher alle Ganner und anderes Gesindel zusammen, zu denen auch der gefürchtete Constanzer Hans gezählt wurde, welcher von dem Weiler Fuchstobel aus um 1780 sehr viele Einbrüche und Diebstähle ausführte, bis er endlich in die Hände der Gatschiere fiel und 1810 zu Ludwigsburg starb. Hierauf tritt das Flüsschen in die Ebene nach Heuringen aus, bis wohin es ehemals von seinem Ursprunge an die Grenze zwischen der Grafschaft Heiligenberg und der österreichischen Landvogtei gebildet hatte, und zuletzt, nach einem 11 1/2 stündigen Laufe stürzt diese Aache unter dem Namen Friedrichshafener Aach östlich von Friedrichshafen in den Bodensee.

Die genannten harten Schläge des Schicksals und der Umstand, daß schon so viele freie Bauern ihre Güter an Ritter und Herrschaften verkauft hatten, wodurch das Abhängigkeitsverhältniß immer mehr zunahm, sowie die schon so lange währenden traurigen Zeiten des Reichs unter Ludwig dem Baier und Carl IV. verletzten den Landrichter oft in Betrübniß und Schwermuth, und in so trüber Stimmung mochte er gewesen sein, als er eines Abends auf einer Bank im Garten vor seinem Hause saß, da der Herr v. Warth, welcher der Beerdigung der Gebrüder Konrad und Georg v. Markdorf, den letzten dieses einst bedeutenden Geschlechts, in der Pfarrkirche zu Markdorf beige-wohnt hatte, auf dem Heimweg zu einem Besuche bei ihm eintraf; denn dieser sagte zu ihm: „Ihr wart ja ganz vertieft, müßt wichtigen Dingen nachgedacht haben!“ — „Es sind aber auch so leidige Zeiten,“ erwiderte der Landrichter, „daß man schon darüber nachdenken darf; wißt Ihr doch selbst, wie traurig es in unserm deutschen Vaterlande ausseht.“ „Ja, ja, Ihr habt Recht, Konrad! König Karl mag wohl ein gelehrter Herr sein, aber er ist ohne Manneskraft und deutschen Sinn. Nur Graf Günther XXI. von Schwarzburg, der seinen Heldenmuth im Getümmel unzähliger Schlachten bewährte und wegen seiner Klugheit im Rathe der Fürsten wie bei den verwickeltesten Unterhandlungen so ausgezeichnete Proben ablegte,

weshalb er auch zum Gegenkönig gewählt wurde, wäre im Stande gewesen, den Königsthron wieder zu Kraft zu bringen; da aber gab man ihm wahrscheinlich ein Pülverchen, so daß er schnell starb. Doch lassen wir dies. Wo habt Ihr Eure Söhne?“ „Sie sind noch bei der Arbeit im Felde,“ sagte Konrad, „werden jedoch nicht mehr lange ausbleiben. Laßt uns indeß in's Haus treten. Ihr werdet doch heute bei mir bleiben; morgen kann dann Kuno mit Euch nach der Burg gehen.“

Wirklich kamen auch bald Heinrich und Kuno mit den Knechten vom Felde zurück. Heinrich, der ältere, war ein Wildfang, leidenschaftlich und hochfahrenden Sinnes; Kuno, der jüngere, sanft, gemüthlich, liebte ein friedliches Stillwesen und häusliches Glück war das Ziel seiner Wünsche. Beide Brüder zeigten indeß, so verschieden auch ihr Charakter war, gegenseitiges Vertrauen. Sie grüßten herzlich den Herrn v. Warth, besonders Kuno, der Verlobte seiner Tochter Gertrude.

Den andern Morgen ging's dann nach Warth, einer kleinen Burg, leichte 2 Stunden von Wattenberg, rechts, östlich der Rothach, auf einer Anhöhe am Saum eines Waldes.

Als der Herr von Warth mit Kuno nach seiner Burg zurückging

Erfüllten balsamische Düfte
Die säuselnden Lüfte.

Überall war es gar herrlich und schön.

Und überall prangten reichliche Blüthen

An Bäumen und Sträuchern,

Entsprossen den grünenden Matten im Thal und den Höhn.

Das Gras bewegte sich wiegend und glänzte im Strahl der Sonne. Die Vögel flatterten hin und her und sangen und zwitscherten in Luft, Hecken und Wald. Nur der Weg war sehr holprig und die beiden Wanderer mußten kreuz und quer gehen, bis sie an den Sieg kamen, der über die Aache hinüber führte; dann aber waren sie bald bei der Burg. Raum hatte sie Hektor der Schloßhund erblickt, so erhob er ein Freudengebell und sprang ihnen entgegen. Auch das Burgfräulein war sehr erfreut; sie reichte ihnen zum Willkommen die Hand und sprach: „dachte ich's doch, weil der Vater gestern nicht heim kam, er werde bei euch zu Wattenberg sein und du, Kuno, werdest dann mitkommen. Nun plauderte man noch eine Weile, hierauf begab sie sich in die Küche und bereitete ihnen ein gutes Mittagmahl; denn seitdem ihre Mutter nicht mehr lebte, machte das gute, an Geist und Körper zur vollen Schönheit aufgeblühte

Wesen und einzige Kind die Seele des Hauses aus; ja Fräulein Gertrude, an Geist und Herz ausgezeichnet, wußte sogar ihren oft kranken Vater nicht nur auf's Lieblichste zu pflegen, sondern selbst aufzuheitern.

Besonders hing sie mit aller Macht an Kuno; aber auch ihm hatte sich die Jungfrau tief in die Seele gelegt und wie ihr Herz durch ihn erglüht und ausgefüllt wurde, so zog auch ihr holdes Bild in sein Herz ein und verfestete ihn in ein Leben voll Seligkeit. Allein wie es Augenblicke gibt, wo der festeste Mannesmuth wie durch einen ungeheuern Schlag plötzlich zermalmt und vernichtet wird, so umziehen oft nur zu gerne schwarze Wetterwolken das Glück und brausen Stürme heran, welche die zarten Himmelsblüthen im Garten der Liebe zerknicken.

Kuno selbst blieb auf Warth, wo er so köstliche Stunden genoß, den ganzen Nachmittag über und kehrte erst gegen Abend nach Wattenberg zurück. Dann in aller Frühe ging es wieder hinaus auf's Feld, es war die Zeit der Ernte herangerückt, wo es in Hülle und Fülle zu thun gibt. Zu der Arbeit aber muß man wandeln, ehe man die Frucht genießen kann. Ja sogar der alte Landrichter half möglichst mit und jedesmal, wenn er so recht thätig war, verzogen sich die trüben Gedanken und wurde er wieder heiter und froh. Arbeit ist überhaupt das einzige, das beste Mittel gegen das Weh des Lebens. Wer nach einem großen Leid viel arbeitet, der hat seinen schwersten Theil schon überwunden. —

So kam der Herbst herbei, wo die Fluren und Felder leer und stille werden, die Wiesen ihr Grün verlieren, die blumigen Thäler verblühen, Nebel aufsteigen, der Bäume falbe Blätter zu Boden fallen, die lustigen Vögelein weiter ziehen. Da wanderte alsdann Kuno häufiger nach Warth, das ihm im nächsten Sommer am Hochzeitstag übergeben werden sollte, oder die beiden Brüder begaben sich miteinander auf die Jagd, indem es damals in den großen Waldungen noch zahlreiches Wild gab, und das Waidwerk ohnedies zur Beschäftigung und zum Vergnügen der freien Leute gehörte, und gewöhnlich kamen sie mit reicher Beute nach Hause. Einmal jedoch streiften sie lange vergebens in den weiten Revieren herum. Kein Thier ließ sich sehen; es schien, als ob alles Wild verschwunden wäre. Was thun — sollten sie sich heim begeben, oder noch einen Versuch machen? Heinrich erklärte sich für das Letztere. Sie gingen nun gegen die Schlucht der Teufelsmühle bei Winterbach; aber auch hier sollte nichts Jagdbares erscheinen. Dagegen

brach ein Gewitter herein; schon rollte der Donner und begann der Sturm zu heulen und zu toben. Jetzt wollten sie nach Hause; allein nun fing es heftig zu regnen an und die Bergwasser stürzten tosend und Schrecken verbreitend aus ihren Tobeln heraus. Bei diesem Geheul und Getöse, Brausen, Stürmen, Blitzen, Donnern und Krachen boten ihnen zwei vorspringende Felsen ein Obdach, wo sie das Ende des schrecklichen Gewitters abwarten konnten. Während sie hier in Sicherheit waren, fuhr ein Blitzstrahl in einen Baum, und zerriß ihn. Ein schlankes Reh, das wahrscheinlich dort Schutz gesucht hatte, sprang erschreckt auf, floh zu Kuno, und legte sich diesem zu Füßen. Dies sehend, ergreift Heinrich voll Freude, daß sie doch nun etwas nach Hause bringen könnten und nicht bereits einen ganzen Tag vergebens dem Waidwerk nachgegangen, den Jagdspeer und schleuderte ihn mit kräftigem Arm auf das Thier, ohne auf den Bruder zu hören, welcher innig bat es zu schonen, weil es bei ihm Schutz gesucht habe. Leider traf der Speer nicht das Thier, sondern fuhr in den Rücken Kuno's, der sich über das zitternde Reh gebeugt hatte und dieser stürzte mit einem Schmerzensschrei nieder, indeß das Reh entfloh. Jetzt, da das Gewitter sich verzog, trugen Knechte, als es schon zu dämmern begann, und der Mond aus dem fliehenden Gewölke herausstrat, den tödtlich Verwundeten nach Hause, wo er alsbald, ungeachtet aller möglichen Hilfe, an der Seite des jammernden Bruders, nachdem er ihm verziehen und ihn mit schwacher Stimme gebeten hatte, künftig besonnener zu sein und sich nicht mehr von der Leidenschaft hinreißen zu lassen — verschied.

Auch der Landrichter trieb es auf dieses große Unglück nicht mehr lange. Trübsal ergriff den innersten Theil seines Lebens; noch wenige Tage, dann ging auch seine Seele in's Jenenseits hinüber.

Auf Warth dagegen, wo das Unglück ebenfalls eingezogen war, indem an demselben Tag, wo der Jagdspeer Heinrichs in die Schulter seines Bruders fuhr, der Herr v. Warth, plötzlich vom Schlage gerührt, starb, — welkte Gertrude, seit sie gar noch den Tod ihres Kuno erfahren hatte, gleich einer Blume vom lebenden Stengel gerissen, dahin; denn mit ihm war ihr Erdenglück geschwunden, die Welt ihr todt und ihre Sonne untergegangen. In ihren großen blauen Augen schwammen meist Thränen und tief aus ihrer Brust entwandten sich die herbsten Seufzer. Sie verweilte noch kurze Zeit still und traurig, den Kummer ganz in ihrem Herzen verschlossen, auf der Burg Warth, dann ging sie in ein Kloster.

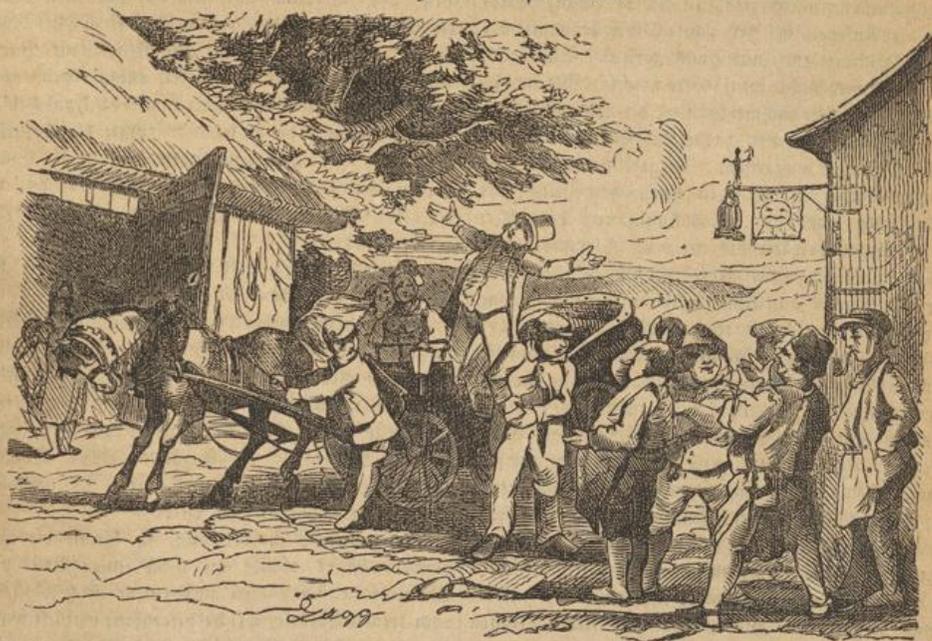
Von dieser Zeit an blieb das Schloß verlassen, zerfiel und soll im Bauernkrieg vollends zertrümmert und abgetragen worden sein, so daß jetzt nichts mehr von ihm zu sehen ist, wohl aber ein Hof **W a r t h** nun daselbst steht. Wattenberg hingegen wuchs nach und nach, wie gesagt, zu einem kleinen Dörfchen heran, das jetzt zur Gemeinde Homberg und zum Amte Pfullendorf gehört.

Auf Heinrich selbst, der jetzt Herr von Wattenberg war, hatte jener Vorfall die größte Wirkung. Das wilde, stürmische, leidenschaftliche Wesen war ganz von ihm gewichen; dafür wurde er ein einfach schlichter, freundlicher, liebevoller Mann, und Wahrheit und Rechtschaffenheit durchzogen sein ganzes Denken und Handeln. Dabei war, wenn er sprach, seine Rede ruhig, klar, anziehend und schlagend. Alles dies brachte ihn in große Achtung; ja es stund nicht lange an, so wurde

er an Stelle seines Vaters sogar zum Landrichter zu Schattebuch ernannt. Dann, als er bereits 40 Jahre zurückgelegt hatte, verheiratete er sich, wurde ein zärtlicher Gatte und der Himmel segnete beide Eheleute mit einem langen, frohen, glücklichen Leben.

Für seine Eltern stiftete er einen Jahrtag und für seinen Bruder Kuno ließ er besonders alljährlich auf seinen Todestag ein feierliches Traueramt halten, dem er stets mit der größten Andacht beiwohnte; da aber, bei dem Fessen im Wald, wo sich das Unglück mit seinem Bruder zugetragen, ließ er zur Erinnerung ein kleines steinernes Kreuz errichten, wie solche Steinkreuze noch heute da und dort an Straßen, Feldwegen &c. zu finden sind und gleichwie die späteren Holzbildstöckchen sich gewöhnlich auf irgend ein trauriges Ereigniß beziehen — und dieses steinerne Kreuz soll erst im Schwedenkrieg verschwunden sein. X. Staiger.

Da habe sie's.



„Und da hast du's!“ brüllte plötzlich der Hans Jörg und haut ihm mit wuchtiger Hand eine Ohrfeige.

Der Hans Jörg von Tutlingen war ein gar fleißiger und geschickter Gesell in der großen Schlosserwerkstatt des Herrn X. in K . . . Nur hatte er was Weniges von einem Bruder Leichtfuß an sich. Das Arbeiten beim Feuer macht ohnehin Durst, und

hat man überdies von Natur noch einige Neigung zur Lustigkeit, welche durch Wein und Bier eher angeregt wird, als durch das kältende Wasser, na so trinkt man halt zu Zeiten ein Gläschen über den Durst. Das hätte indessen nicht viel auf sich gehabt, wäre der Gute

in der Weinlaune nur nicht übergütig geworden, nämlich ergriffen von dem unwiderstehlichen Drang, lockern Kumpanen zu wischen über Vermögen seines Geldbeutel's. Wohl kam ihm alle Mal des Morgens wieder der moralische Kagenjammer über seine maasslose Freigebigkeit und das rasche Heranwachsen seiner Zehrschulden, und dazu tauchte immer die Erinnerung auf an seinen Schatz in der Heimath, des Schlossermeisters Bärbele, so lebhaft, daß es ihm vorkam, als säh' ihn das stitige Mädele mit gar vorwurfsvollen Blicken an und auf seinen Rosenlippen schwebten die schrecklichen Worte: „Jeh gang mer aber, Hans Jörg, wenn du so'n Lump willst sein!“ Allein alle diese guten Regungen verslogen wieder beim Zureden seines guten Freundes Plemperli, der ein ganzer Teufelskerl war im Witzreihen und Singen und Tassen und Saufen, nur eben nicht im Arbeiten. Bei Tisch saß der Hallunk neben ihm, und des Feierabends hatte er keine Ruhe, bis der Hans Jörg ihm wieder in eine Wirthschaft folgte, natürlich um abermals zu wischen. Ganz weiterlich im Ansehen bei der ganzen Gesellschaft des Ortes, zeichnete er seinen Hans Jörg vor Allen aus, was denselben nicht wenig eitel machte, und wußte durch die feinsten Schmeicheleien, die sich doch völlig ungelünstelt ausnahmen, das arglose Schwabengemüth immer fester zu umgarnen. Vergeblich ertheilte ihm der Meister hie und da einen warnenden Wink; der Hans Jörg ward nur etwas stutzig und hatte über der Liebendwürdigkeit des Heinrich Plemperli bald Alles wieder vergessen. Eines Sonntags aber nahm ihn der Meister auf seine Stube und eröffnete ihm, es wäre jetzt an der Zeit, einmal an's Schuldenzahlen zu denken, statt an's Schuldenmachen. Schon seit Jahresfrist hab' er ihm immer den Monatslohn vorausbezahlt, weil er gar ein tüchtiger Schaffer sei; von nun an aber sei's mit dem Vorstrecken zu Ende. Hierüber arg verdattert, ging der Hans Jörg auf sein Kämmerlein und sann nach, wie er seine Sache besser anfangen möchte, als der Plemperli im Sonntagsstaat unter der geöffneten Thür erschien, den Kameraden zum Bier abzuholen. „Komm' heut nicht und nimmermehr!“ brummte der Hans Jörg, den Kopf auf die Hand stützend und auf ein Brieflein seiner Liebsten niederblickend. „Was zum Kukuk hat's denn da gegeben?“ rief der Plemperli lachend und fing an, Witze zu reissen. Doch die verfiengen dies Mal nicht. Mit zorngerötheten Wangen stand der Hans Jörg auf, theilte ihm die Eröffnung des Meisters mit, gab ihm Schuld an all den Dummheiten, die er begangen, und erklärte, jetzt sei an ihm nichts mehr zu melken. Der

schlaue Vogel aber stellte sich auf einmal ganz ernsthaft, schlug die Hände zusammen und rief: „Herr Zemine, hätt' ich das gewußt, daß du so wenig Geld hast, dich hätt' ich nie um's Wischen angesprochen. Allein was ist jetzt zu machen? Alle deine Wirthschulden kannst du gar nicht zahlen, und was dann? Sieh', du mußt dich draußen umsehen, da hilft Alles nichts. Du mußt den verdamnten Wirthen durchbrennen.“

„Ja, wie kann ich ohne Geld reisen?“ seufzt der Hans Jörg.

„So viel, als du bis Tuttlingen brauchst, wird dir deine Mutter schon schicken; aber du solltest noch um etwas mehr schreiben, daß ich mit dir reisen kann. Möcht' ich mich doch nicht von dir trennen, wenn du mich schon gescholten hast, und sähe überhaupt für's Leben gern dein Schwabenland.“

So meinte der edle Plemperli.

„Ja,“ zögerte der schon wieder besänftigte Hans Jörg, „ja, ich könnt' eigentlich nur um Herausgabe meines Spargutes schreiben, welches etwa 300 Mark beträgt. Damit ließe sich eine Reise nach Paris machen, wo ich am liebsten Arbeit nähm'. Heim mag ich halt nicht, bis ich was ganz Apatres gelernt hab'.“

„Nähmst du also mit?“ fragte der Heinrich und reichte ihm mit gewinnendem Lächeln die Hand.

„Nu, meinetwegen komm mit. Aber das bitt' ich mir aus: Künftig wird nicht mehr gelumpet, desto mehr geschafft.“

„Beim Eid! So soll es sein!“ betheuerte der Pffikus mit feierlicher Miene.

Hierauf verabredeten die Beiden, damit die Wirthse nichts merken, wollten sie einen Einspäuner bestellen unter dem Vorwand, sie hätten eine Anzahl künstlich gearbeiteter Schlösser in's Elsaß hinüberzuliefern und dafür in der Kiste Markgräflerflaschen heimzunehmen, Notabene, sobald Hans Jörg's Spargut werde angelangt sein. Dann gingen sie nochmals in besserer Freundschaft zum Bier. —

Kaum eine Woche verging, so kamen die dreihundert Mark richtig an nebst einem Brief vom Mutterle in Tuttlingen und einem eingeschlossenen vom treuen Bärbele, welche beide ganz entzückt waren über Hans Jörg's Entschluß, nach Paris zu gehen und dort noch was „Appartigs“ zu lernen. Jetzt ward schnell eine Kistherbeigeschafft, auf dem Grunde beschwert mit altem Eisen, dessen Schwere auf die abzuliefernden Schlösser deuten sollte, und hierauf mit dem bepackten Felleisen der beiden Gefellen ausgefüllt. Nachdem der Meister sammt Familie seinen

Sonntagsspaziergang angetreten, ward die Kiste zum Lohnkutscher getragen und auf zwei dicken Brettern am Hintertheil der Chaise festgeschraubt. Unterdessen sammelten sich allerlei Zuschauer, klein und groß, deren neugierige Fragen mit dem verabredeten Mährchen beantwortet wurden. Endlich gieng es an's Einsteigen. Behend schwang sich der Plemperli auf seinen Sig, und eben setzte der Hans Jörg seinen Fuß auf den Steigtritt, als sich ihm eine sanfte, weiche Hand auf die Schulter legte. Unwirsch schaute er um und sah in das schmunzelnde Gesicht des dicken Bäckers, der ein gar feines Weinchen ausstufte.

„Wst!“ flüsterte der Dicke, „nur stille! Weiß schon, wo hinaus. Aber die Andern sollen nichts erfahren. Zahlen sie mir nur diese kleine Rechnung von 30 Mark.“

Und damit hielt er ihm einen genau spezifizirten Konto hin.

Der Hans Jörg erröthet, langt in seinen Sack und spricht seufzend: „Da habe sie's!“

Schelmisch lächelnd lüftet der Beck sein Käpplein und trollt mit seiner Beute von dannen. Wie nun der Hans Jörg sich umwendet, setzt endlich einzusteigen, steht vor ihm der Speisewirth, dessen Braten und Flaschen er so fleißig zugesprochen, und spricht mit ruhiger Miene:

„Erküst, will gar nicht stören, nur noch geschwind mein kleines Guthaben von 70 Mark einziehen!“

Der Hans Jörg wird noch röther, steht die Rechnung an mit einem Jammerblick, greift wieder in die Tasche, zählt das Verlangte dar und kann dabei abermals nur die Worte hervorstammeln: „Da habe sie's!“

„Du ewiger Schwab!“ ruft jetzt der Heinrich aus der Chaise, stellt sich mit einem Sprung neben den Hans Jörg, faßt ihn am Arm und befiehlt: „Jetzt hör' mal auf zu zahlen! Die Narren können ja warten, bis wir wieder heimkommen!“

„Da könnten wir wohl warten bis zum jüngsten Tag!“ dröhnte der Bass des Bierschenken, welcher soeben herzutrat. „Nur ausgerückt, lieber Tüttlinger. Meine Sache ist, Schweinernes und Sauerkraut eingerechnet, mit sechzig Marklein abgemacht.“

Und willig, obgleich halb betäubt, zieht der Hans Jörg noch mehr Goldsüchse hervor, zählt die Summe auf seiner Hand ab, kann aber beim Darreichen wieder keine andere Silbe rausbringen, als das halberstickte: „Da habe sie's!“ während der Plemperli zitternd vor Ingrimmm neben ihm steht.

„Jetzt marsch, eingestiegen!“ knirscht er, nachdem

der Bierwirth den Rücken gewendet, „sonst führt der Teufel noch Einen daher.“ „Der Teufel wohl nicht, sondern das gute Glück,“ näselte von der andern Seite des Einspanners her die bekannte Stimme des Herbergwirthes. „Was, ihr saubern Gesellen, euer'm Herbergsvater wollt ihr durchbrennen? Ich soll wohl mit meinen sieben und vierzig Mark, die der Tüttlinger den Gesellen gewickelt, das Nachsehen haben? He? Hier zahlt die Rechnung, oder ich schicke nach der Polizei.“

„Es wird nicht bezahlt“, schreit der Plemperli. „Laß stecken, Hans Jörg! Das ist keine Manier, einen so auf offener Gasse zu überfallen! Die Zuschauermenge beginnt immer lauter zu lachen. Der Hans Jörg möchte in die Erde versinken vor ihren spöttischen Blicken. Er kann nicht anders, er muß zum vierten Mal in den Sack langen, zählen, und es schwirrt ihm vor den Augen, da er auch den Herbergswirth befriedigen muß mit dem halb bewußtlos hervorgestohlenen: „Da habe sie's!“ Jetzt reißt dem Plemperli der Geduldsfaden, so daß er wüthend losbricht: „Du vermaledeiter Esel! Da habe sie's! Da habe sie's! Da habe sie's! und kein Ende.“

„Und da hast du's!“ brüllt plötzlich der Hans Jörg in äußerster Erbitterung und haut ihm mit wuchtiger Hand eine Ohrfeige, die den weniger stark posittten Plemperli stracks zu Boden wirft. Dann athmet er erleichtert auf, als wäre er erwacht aus einem bösen Traum, wendet sich rasch ab und geht, ohne den ehemaligen Saufbruder noch eines Blickes zu würdigen, in seines Meisters Haus zurück.

„Ja, was wird jetzt aber aus der Fahrt?“ fragt der bestürzte Lohnkutscher den beohrfeigten Reisefahrten, der sich bleich und zitternd unter dem Gelächter der Zuschauer von seinem Fall erhoben hat. „Nichts wird daraus!“ schnauzt der Gefragte.

„Allein die Kiste?“
„Fahr sie dem Tüttlinger vor's Haus!“ Mit diesem Bescheid macht sich Plemperli raschen Schrittes davon.

Ihm wird der geneigte Leser weiter kaum nachfragen, desto mehr hingegen, wie die vier Wirths den beiden Gesellen hinter die Schliche gekommen seien. Das ging indessen sehr einfach zu. Am Abend des Tages, wo das Geldpäcklein für den Tüttlinger angelangt war, sitzt der gesprächige Postmeister beim Beck, sich mit einem Schoppen vom Feinsten zu erlaben. Wie jenem nun der Geist allmählig zu Kopfe steigt, benützt der stets neugierige Beck die günstige Stimmung, Neuigkeiten von jenem herauszufischen und fragt:

„Nichts Interessantes in den Zeitungen, Herr Postmeister?“

„In den Zeitungen nichts, aber sonst was, das für unsere Wirthe nützlich werden dürfte“ neckte der Posthalter. „Und das wäre?“ lächelte zweifelnd der Beck.

„Wer steht am höchsten auf euerm Kerbholz?“ fragte der Posthalter dagegen.

„Bekanntlich der wicksfächtige Tüttlinger!“ lautete die Antwort, worauf der wohlmeinende Gast, nachdem er sich sorgfältig umgesehen, ob sonst Keiner beim Schöpplein sitze, ausdrückte: „Und der hat heute von Haus etwa dreihundert Mark gekriegt. Aber poz Bliß! reinen Mund gehalten! Stell's an wie ihr könnt, nur mich laßt aus dem Spiel!“

Natürlich versprach der Beck, stumm zu sein, wie ein Fisch, kratzte dann aber höchst nachdenklich hinter den Ohren.

Mittlerweile tritt der Lohnkutscher ein, und verlangt einen Schoppen vom besten Nothen. „Nimmst mich doch Wunder,“ bemerkt er, den ersten Schluck behaglich prüfend, „wie der Markgräfler ausfallen wird, den vermutlich ihr bestellt habet, Meister Beck, ob er sich mit dem Nothen da wird messen können.“ Der Beck schüttelte den Kopf: „Wem sollt' ich denn Markgräfler bestellt haben?“

„hm, der Tüttlinger und der Plemperli fahren morgen mit einer Kiste voll Schlösser in's Elsaß und sollen dieselbe voll Markgräfler-Flaschen heimbringen.“ Der Beck stuchte, piffte leise durch die Zähne, rief dann aber lustig: „Sticht mich doch der Haber, wer mir mit dem Markgräfler Konkurrenz machen will“ und verließ alsbald die Stube, welche statt seiner im nächsten Augenblick die ehrsame Beckin betrat. —

Im hintersten Stüblein des Speisewirths, der ebenfalls nichts von einer Markgräfler-Bestellung wußte, fanden sich binnen einer halben Stunde die vier Wirthe des Städtchens zusammen. Alle drei übrigen theilten des Becken Meinung, der Tüttlinger und der Plemperli wollten mit den dreihundert Mark durchbrennen, und beriethen nun ihren Feldzugsplan. Schließlich kamen sie überein, um nicht etwa anzurennen, sollte der Beck zuerst den Tüttlinger beim Einfliegen um Zahlung angehen mit dem Bedeuten, die übrigen Wirthe sollen nichts davon merken. Zahle der Schwab, so verrathe er hiedurch ein böses Gewissen, und da möge denn Einer nach dem Andern hervortreten, sein Guthaben bei dem Verblüfften einzuziehen. Also entstand die Verschwörung, aus

welcher die wirkliche und wahrhaftige Geschichte von dem vierfachen „Da habe sie's“ hervorgegangen ist.

Doch nun zurück zu unser'm Hans Jörg! —

Als der Kutscher beim Hause des Schlossermeisters vorfuhr, öffnete der Gesell schweigend die Kiste, nahm die Felleisen heraus und bat ihn, dem Heinrich Plemperli das seinige zu überbringen, wobei er ihm eine anständige Entschädigung nebst Trinkgeld in die Hand drückte. Des Abends erstattete er auch dem Meister noch das vorgestreckte Geld zurück und nahm Abschied.

Der folgende Morgen sah ihn zu Fuß, das Felleisen auf dem Rücken, den kleinen Rest seines Spargutes in der Tasche, der Heimat zuwandern. Jen-seits der Rheinbrücke blickte er noch einmal trübselig zurück und flüsterte vor sich hin: „Etwas Appartees hätt' ich jetzt freilich um mein Spargut gelernt, nämlich daß ich zu einem Spitzbuben halt gar nicht das Zeug habe.“

Nach wenigen Tagemärschen, die er in sich gekehrt zurücklegte, stand er in Tüttlingen vor dem elterlichen Hause.

„Das wird ein schöner Empfang werden“, dachte er herzklopfend. „Doch nicht gelogen, Hans Jörg, reinen Wein eingeschenkt! Kommst Du doch wenigstens als ehrlicher Kerl zurück.“ —

Himmel, wie erschrockt das Mutterle, als der verhoffte Pariser beim Abendschein in die Stube trat! Doch ehe sie ihres Schreckens Herr geworden, bedeckte der arme Sünder ihre Wangen mit Küssen und bat: „Sei nur ruhig, nur getroßt! Kein Anfall ist mir begegnet, hab' auch nichts Schlechtes angestellt. Komm, gib mir was zu Abend und setz' dich zu mir, so sollst du haarklein erfahren, weshalb ich nicht in Paris bin.“ Nun gab's Beichte bei Bier und Leberwurst, womit das Mutterle seinen reisemüden Liebling labte. Böllig wahrheitsgetreu erzählte er seine Geschichte; doch kein Lächeln glitt über das Antlitz der guten Alten, vielmehr flossen Thränen der Wehmuth bei jedem der vier Seufzer, welche lauteten: „Da habe sie's!“ und als er endlich schilderte, mit welch' schwerem Herzen und leichtem Beutel er . . . verlassen, da fiel sie ihm um den Hals und rief schluchzend:

„Du bist eben doch mein guter, ehrlicher Hans Jörg. Laß' dir jetzt aber die bittere Straf für deinen Leichtsinns zeitlebens zur Warnung dienen.“

Weniger milde schien der Schlossermeister, mit dessen Bärbele der Hans Jörg schon so gut wie verlobt war, sein Benehmen zu beurtheilen. Mit hoch

aufgezogenen Augenbrauen knurrte er, als ihm Hans Jörgs Mutter das Abenteuer erzählte und um Rath bat: „Zu ihnen, Frau Nachbarin, kann man nunmehr auch sagen: „Da habe sie's!“ Warum sind sie gegen den leichtfertigen Jungen immer so nachsichtig gewesen und haben gemeint, ich hielt ihn zu streng, als er noch bei mir Lehrling war. Ja, da habe sie's jetzt!“ —

„Ach um Gottes willen, Herr Nachbar“, klagte die Mutter, „sie werden doch die Hand nicht von ihm abziehen wollen? Müßte er wieder auf die Wanderschaft, ich würde mich zu Tod ängstigen. Nehmen sie ihn doch als Gesellen an.“

„Hören sie“, erwiderte der Schlosser, „aus Mitleid mit ihnen nehm' ich ihn zum Gesellen an, doch unter der Bedingung, daß er bei ihnen zu Haus speiset und logirt; denn zwischen ihm und dem Bärbele soll's jetzt aus sein. Einem solchen Berschwender geb' ich mein Mädle nicht.“

Dabei blieb es vorderhand. Als Hans Jörg früh morgens in die Schlosserwerkstatt trat, erklärte ihm der Meister: „Das Duzen hört von nun an auf. Der Hans Jörg steht mir nicht mehr näher, als andere Gesellen, wird daher immer mit „Sie“ angesprochen. Auch zwischen ihnen und Bärbele hat das Duzen ein Ende. Verstanden? Sie haben mit meiner Tochter nichts mehr, als das Unauweichele zu sprechen.“

Mehrere Monate schon arbeitete Hans Jörg mit schwerem Herzen bei seinem ehemaligen Lehrmeister, welcher sich zwar milde gegen ihn benahm, auch seine Geschicklichkeit lobend anerkannte, dagegen keine gemüthliche Annäherung ermöglichte. In den seltenen Fällen, wo er mit Bärbele zusammentraf, sah er die Augen des Mädchens feucht werden und mit einem Blicke mitleidvoller Liebe sich schnell von ihm abwenden. In tiefem Herzeleid, daß er sich den Meister und seine Tochter durch eigene Schuld entfremdet, betrat er nie ein Wirthshaus mehr und floh die Gesellschaft seiner Handwerksgenossen. Da sagte ihm eines Tages der Meister: „Es will mir nicht gefallen, daß sie von einer Uebertreibung in die entgegengesetzte verfallen sind, keine anständige Wirthschaft besuchen und wie ein Einsiedler leben. Dergleichen Bekehrungen halten nicht vor. Lernen sie die Freuden des Lebens mit Maas genießen. Darin erst bewährt sich die ächte Tugend.“

Diesen Rath des Meisters, welchen Hans Jörg beim Nachessen erzählte, billigte die Mutter, worauf er sich entschloß, jeden Sonntag Abend im Kreise

ehrbarer Handwerker sein Glas Wein oder Bier zu trinken. Die vernünftigen und belehrenden Gespräche, welche hier geführt wurden, ließen ihn nie mehr in jenes Stadium gerathen, wo er ehemals den Drang zum Wachsen empfunden hatte, und überdies hinderte daran der Gedanke an seine sehr bescheidenen Geldmittel. So weit indessen erwarmte er allmählig doch, daß er an den Gesprächen lebhaften Antheil nahm, was bei seiner Bescheidenheit und seinem gefunden Verstand zur Folge hatte, daß er bald als angenehmer Gesellschafter geschätzt wurde. Da nun auch der Meister seine Kunstfertigkeit und seinen Fleiß vor den anderen Handwerksgenossen öfters rühmte, so erfreute sich Hans Jörg binnen Jahresfrist schon eines gar guten Rufes in seiner Vaterstadt.

Der zweite Neujahrsmorgen seit seiner Heimkehr war angebrochen und abermals erwartete ihn der Meister auf seiner Stube zur üblichen Gratulation. Als Hans Jörg erschien, stand Bärbele neben dem Vater, so frisch und munter dreinschauend, daß es ihm vorkam, nun habe es seinen ganzen Gram überwunden, weil alle Liebe zu ihm verloren. Trotzdem nahm er sich fest genug zusammen, um seinen Neujahrswunsch recht wacker abstaten zu können. Nachdem nun der Meister denselben erwidert hatte, hob er an: „Ich bin mit ihnen in jeder Beziehung so wohl zufrieden, daß ich gerne wieder in das Verhältniß des väterlichen Freundes zu ihnen treten will und —

„Gott sei Dank!“ unterbrach ihn Hans Jörg freudig. „Bitte, duzen sie mich wieder, wie vor alten Zeiten.“

„Ja wohl“, bestätigte der Meister. „Nur noch ein einzig Mal will ich vom „Sie“ Gebrauch machen. Bärbele, gib doch dem Hans Jörg die Hand und wünsch' ihm auch ein gut's Neujahr!“

Das Bärbele that, wie geheißen, und als es eben seine Rechte in die des Hans Jörg legte, rief der Meister fast lustig: „Jetzt kommt mein legtes „Sie“ an den jungen Gesellen. Hans Jörg, **da habe sie's!**“

„Was?“ staunte der voll seliger Ahnung.
„Was sonst, als das Bärbele, das Mädle? Da habe sie's!“

Und während der Meister lachte aus voller Brust, umarmten sich die Weiden mit Thränen wonniger Liebe.
Dr. J. Kübler.

Auf der Höhe der Zeit.

Der Jakoble war in der Stadt bei einem Schreiner in der Lehre und besuchte an Pfingsten zum ersten

Male seine Eltern. — „Nu, wie g'fällt dir's bei
 bei'm Meister?“ begrüßte ihn sein Vater. „Ho —
 guat.“ „Und was thuast am Liebste im G'schäft?“
 „Am Liebste thu'n i uffräuma und nachber Feier-
 obend mache“, bemerkte kurz und trocken Jakoble.



Musikalisches.

Eine wahre Geschichte.

Es starb der alte Vater Klaus,
 Der hatt' bei Mef' und Metten
 Durch fünfzig Jahr' im Gotteshaus
 Den Blasebalg getreten.
 Natürlich that's nun seinen Sohn
 Nach diesem Dienst gelüsten,
 Und dessen Frau, die führet schon
 Ihn hin zum Organisten;
 Empfiehl ihn warm, empfiehl ihn sehr
 Als treu und zuverlässig,
 Wenn auch im Kapitele er
 Beschlagen sei nur mäsig.
 Kurz, auf der Frau Empfehlung hin
 That man gleich installiren
 Des Klausen Sohn. Mit frommem Sinn
 Half er nun psalmobiren.

Zufrieden war der Organist
 Mit Klaus, des Jüngern, Diensten,
 Auch war entzückt ein jeder Christ
 Von des Adepten Künsten.
 Nur Martha, seine Frau gar klug,
 That ihm kein Zutrau'n schenken;
 Zum Organist sie ging und trug
 Ihm vor all' ihr Bedenken.
 Der aber dacht' bei sich: O Was',
 Die Küche du regiere!
 Doch dahin stecke nicht die Nas',
 Wo ich das Szepter führe.

Dann listig er zu Martha sprach:
 Der Klaus macht's gar nicht bitter,
 Mit Fleiß und Kenntniß allgemach
 Den Orgelblasbalg tritt er.
 Nur leththin in dem Requiem

That er das Gloria treten
 Statt Credo; doch trotz alledem
 Konnt' ich die Sach' noch retten.“

Da hat das Weib, kölschblau vor Wuth,
 Den Heimweg flugs ergriffen.
 Klaus war daheim; das paßt ihr gut,
 Dem wurd' ein Lied gepfiffen:
 „Was ernt' ich Schimpf und Schande mit
 Dir, nimm dich jetzt zusammen;
 Ein Esel nur, wie du bist, tritt
 Statt Credo Gloria — Amen!“

Wie war dem Klaus so schwer zu Muth
 Am nächsten Sonntag Morgen,
 Als er den Weg zur Kirche thut
 Voll Angst und voll Sorgen!
 Zum Glücke aber merkte gleich
 Der Meister der Kapelle,
 An Klausens Antlig, faltenreich,
 Daß hier auf alle Fälle
 Ein großer Schmerz verborgen nagt.
 Im weiteren Verhöre
 Der Klaus aufrichtig alles sagt,
 Was ihm das Herz beschwerte.

„Da — nimm gleich eine Prise d'rauf
 Und da — zu ein Paar Schoppen!
 Zieh' mit Vertrau'n die Bälge auf
 Und laß dich nimmer foppen.
 Mach' mir brav Wind, ob Gloria,
 Ob Credo — nur geblasen;
 Das Andere besorg ich ja
 Und nicht die scharfen Vasen!“

Ein Pflaster für Kreuzschmerzen.

Während des letzten Krieges besuchte Kaiser Wil-
 helm das Lazareth der bayerischen Truppen in Ver-
 sailles. Ein junger Jäger, am Rücken schwer verwundet,
 suchte vergeblich sich etwas aufzurichten, um den hel-
 denmüthigen Kriegsherrn begrüßen zu können. Der
 Kaiser sah es — und fragte theilnahmenvoll nach
 seinem Befinden. „S' wär Alles recht, Majestät,
 — aber dös ewig' Lieg'n auf'm Buckel, dös macht
 oan ganz hinterfür, wenn's no lang so fortgeht, so
 sollet i fast a Kreuz von Eisen haben, denn
 so halt' i's nimma aus.“ Rächelnd winkte der
 greise Monarch seinem Adjutanten, den Mann zu
 notiren — und Tags darauf wurde der tapfere Alt-
 bayer durch ein richtiges eisernes Kreuz auf das Kreuz-

bigste überrascht, das jedenfalls das beste Mittel für seine Schmerzen war.

Nur recht geistreich.

„Wo glaubst du denn, lieber Vetter, daß die meisten Soldaten sind?“

„Hm, ich denke in der Kaserne.“

„Da mögen wohl ihrer recht viele sein,“ meinte der schlaue Fragesteller, „aber errathen hast du's eben doch nicht ganz.“

„Nun wo sind denn die meisten?“

„Beim Militär!“ Auh!

Ein triftiger Grund.

Als Jobs der Zweite im Examen war, legten ihm die Herren unter Anderem die Frage vor: warum der Apostel Paulus Briefe an die Korinther geschrieben habe. „Hm,“ meinte der Candidat, „Paulus muß um jene Zeit zufällig nicht in Korinth gewesen sein, sonst hätte er den Korinthern alles Betreffende mündlich mittheilen können.“ Basta!

Urbild einer deutschen Hausfrau.

„Mutter, Mutter — Feuer — es brennt uf'm Speicher!“

„A was, i ka jetzt nit aweag, sunscht lauft mer d'Milch über.“

Der kleine Häuptling.



Ach, Mama, wir möchten gern Indianer spielen und ich bin Häuptling, bitte, borge mir deinen Skalp dazu.

Was man doch nicht Alles der Post zumuthet!

Kam da am letzten Markttag ein Bäuerlein mit einem gewaltigen 2 Zentner schweren lebendigen Schwein und wollte dasselbe per Post unter Nachnahme fortschicken. Der Postmeister, ein leutseliger Herr, machte dem Landmann begreiflich, daß ein solcher Vierfüßer sich weder zur Beförderung mit der Briefpost, noch mit der Packetpost eigne, ebenso wenig könne man ihn als Passagier mitnehmen. Dem Bauersmann wollte dies durchaus nicht einleuchten, er meinte, wenn man westphälische Schinken und anderes Schweinefleisch mit der Post verschicken, könnte man auch lebendiges Schweinefleisch pastren lassen,



und ging, als seinem Anstinnen nicht entsprochen wurde, fluchend und auf die „verkehrten Anstalten“ schimpfend, mit seinem vierfüßigen Freunde weiter, der grollend neben ihm hergrunzte.

Die Glocken.



Wenn wir es unternehmen, im Kalender den Glocken eine Behandlung zu widmen, so finden wir die Anregung hiefür in der Thatsache enthalten, daß die „eherne Sprache“ der Glocken den Menschen von der Wiege an durch alle verschiedenartigen Verhältnisse und Ereignisse des Lebens begleitet bis zum Grabe. In alle Freuden und Leiden unseres Daseins mischt sich der gewaltige Ton der Glocken. Das Kindlein wird zur Laufe getragen, begrüßt vom hellklingenden „Lautglöcklein“; der tiefsummende, tonlich wogende Zusammenklang aller Glocken versammelt die kirchlich Betenden; die „Sturmglocke“ ruft in Zeiten der Gefahr zu Wehr und Hülfe; und mit dem dumpfen Grabgeläute ist für uns selber die Welt ewig stille geworden.

Von jeher haben deshalb die Glocken die Aufmerksamkeit von Historikern und Dichtern auf sich gezogen; und unser Schiller hat in seiner Dichtung „das Lied von der Glocke“ denselben ein Denkmal gesetzt, wie dies nicht sobald ein Zweiter vollbringen wird.

Die Glocken haben ihre eigene und sehr interessante Geschichte. Berufen, durch ihre gewaltige Sprache überall mitzusprechen, greifen sie in öfters verhängnisvoller Weise bis zum blutigen Austrag gesteigert ein in die Geschichte einzelner Orte und Völkerschaften, ganz besonders in jenen ferne zurückliegenden Zeiten, in welchen die Religion alle Verhältnisse des Lebens durchdrang und man den Glocken Zauberkräfte zuschrieb. Dies war hauptsächlich im Mittelalter der Fall, aus welchem sich — vorläufig bemerkt — das noch vielerorts geübte „Wetterläuten“ bei Gewittern, zur Abwendung der Gefahr durch besonders hiefür bestimmte und geweihte Glocken, bis in unsere Zeit herübertrug.

Den Gebrauch von Schellen und kleineren Glocken, überhaupt von „Idnenden Zeichen“ findet man unter allen Völkern der alten Welt im Morgen- und im Abendlande. Von den Chinesen kennen wir die starkidnenden Lamtams, denen wir die metallische Zusammenfassung, die Mischung des Glockengutes entnommen haben; von den Römern wissen wir, daß

„die Glocken schon als öffentliches Versammlungszeichen bei Eröffnung der Bäder“ gebrachten. In der christlichen Kirche finden wir sichere Nachrichten erst im sechsten Jahrhundert vom Vorhandensein von Glocken als ein „Signum“ (Zeichen), „welches zu Anfang des Gottesdienstes und zur Bezeichnung der kanonischen Stunden bewegt wird.“ Die bisher allgemein festgehaltene Annahme, die ersten Glocken seien in der Stadt Nola in Campanien angefertigt worden, woher auch der Name campana, ist durch neuere Forschungen nicht erschüttert worden, wohl aber sind Gründe vorhanden, die Anfertigung der Glocken und deren kirchlichen Gebrauch in Klöstern in eine nicht unbeträchtlich frühere Zeit als die Mitte des sechsten Jahrhunderts zu versetzen, weil schon damals in der fränkischen Kirche und sogar in einem Kloster auf der entlegen schottischen Insel Hy die Glocken gebraucht wurden. Ist daher Italien als das Vaterland der Glocken anzunehmen und bleibt deren erste Einführung noch dunkel, so finden wir dagegen seit dem siebenten Jahrhundert im ganzen Abendlande immer zahlreichere Spuren vom kirchlichen Gebrauch der Glocken, welche aus kleinen Formen allmählig in größere übertraten bis zu riesigen Dimensionen und bis in unsere Zeit herein eine allgemeine Verbreitung auch zu nichtkirchlichen Zwecken fanden. Ihre Entwicklung konnte nur eine sehr langsame sein. Von den ersten sehr bescheidenen Formen ist ein Exemplar erhalten geblieben (Fig. 1.) eine Glocke, wie die sog. Kuhschellen gestaltet, aus drei mit kupfernen Nägeln zusammengenieteten Platten bestehend, $13\frac{3}{4}$ Zoll weit, $15\frac{1}{2}$ Zoll hoch. Sie wird in Köln aufbewahrt und soll aus der Zeit des Erzbischofs Sunibert um 613 herühren. Wahrscheinlich aber ist dieser Stoff nicht allgemein gebräuchlich gewesen, sondern wird man sehr frühe schon das „Glockengut“ aus einer Legirung von Kupfer und Zinn, wenn es an Zinn fehlte, hergestellt haben. Auch hierüber fehlen



Fig. 1.

die Nachweise bis herein ins zehnte Jahrhundert, wo gegen Ende desselben in Tegernsee eine Glocke aus Kupfer und Zinn gegossen wurde. Von dieser Zeit an bestand das alte Glockengut aus den gleichen Metallen, wie das jegige, nämlich nur aus Kupfer und Zinn; aber das Mischungsverhältniß war ein anderes. Die einen nahmen vorwiegend mehr Kupfer (auf 100 Pfund Kupfer 23—26 Pfund Zinn), die andern vorwiegend mehr Zinn, selbst bis zur Hälfte der Mischung. Erst die Analyse (chemische Zerlegung) eines volltönenden chinesischen Lamtams, der eine Mischung von 78 Theilen Kupfer und 22 Theilen Zinn zeigte, führte zu einem mehr einheitlichen Verfahren und bildet auch heute noch die Grundlage für die Mischung des Glockengutes. Dabei wurde das Gewicht eines Cubikfußes Glockengut auf 500—505 Pfund ermittelt.

Die Glockengießerei wurde anfänglich von den Mönchen in den Klöstern getrieben. So ließ u. A. auch Kaiser Karl der Große für Aachen eine Glocke von einem Mönch aus dem Kloster St. Gallen, Namens Tanco, gießen, dessen Werk die Bewunderung des Kaisers erregt habe. Bald aber, schon im achten und neunten Jahrhundert gab es geschickte umherziehende Gießer, welche mit den Mönchen wetteiferten und deshalb von jenen verfolgt wurden. Bis zum dreizehnten Jahrhundert blieb die Glockengießkunst hauptsächlich in den Benediktinerklöstern im vollen Betrieb; mit dem Aufblühen der Städte und Innungen in Deutschland ging auch die Glockengießerei an die letzteren über und erfuhr eine so ausgezeichnete Ausbildung, daß Meister Joh. de Bechel 1449 schon die 120 Zentner schwere Glocke, „Speciosa“ genannt, für den Kölner Dom gießen konnte. Von nun an entwickelte sich diese Kunst zu immer schönerer Blüthe und weist vom sechzehnten Jahrhundert eine lange Reihe berühmter Namen auf, deren Werke heute noch in Deutschland, den Niederlanden, Frankreich und England glänzen, wobei besonders einzelne englische Meister die größte Thätigkeit unter allen Glockengießern aller Zeiten entfalteten. Aber die Formen



Fig. 2.

der Glocken mußten viele Wandlungen durchmachen. Unsere Fig. 2 zeigt das fürbiartige Profil einer Glocke aus der Kathedrale von Siena (Toscana) mit der Jahrzahl 1159; sie hat die für jene Zeit bemerkenswerthe Höhe von 1 Meter. Aehnlich walzenförmig haben auch die Chinesen die Glocken gegossen.

Doch zeigt schon eine Glocke vom Jahre 1239 (in Affissi) eine Annäherung an die heutige Form, die aber keine Verbreitung gefunden zu haben scheint, da man noch bis ins fünfzehnte Jahrhundert herein Glockenformen herstellte, wie unter Fig. 3 und ein Exemplar erhalten blieb. Erst von da an versuchte man eine untere Ausbiegung der Glocke, welche Form auch festgehalten und zur heutigen Gestaltung der Glockenrippe ausgebildet wurde, wie Fig. 4 auf nachfolgender Seite zeigt, das moderne Profil.



Fig. 3.

Sehr bald schon erkannte man, daß nebst den genauen mathematischen Verhältnissen auch die Vorausbestimmung des Gewichtes der Glocken für den Glockengießer von der größten praktischen Nothwendigkeit sei. Die eifrigen Versuche hierin führten endlich zur Feststellung eines bestimmten Tones der Glocke, oder zur Erkenntniß, daß, wenn man z. B. den Ton A erhalten wolle, so und so viele Zentner Metall nothwendig seien. Aus diesen Erfahrungssätzen bildeten sich die Glockenspiele heraus, von denen man die meisten in den Niederlanden, so ziemlich in allen Städten auf Kirch- und Rathhausthürmen findet. Ausgezeichnet hierin war der lothringische Glockengießer Franz Hemony zu Zütphen, der von 1645 bis 1653 die berühmtesten Glockenspiele herstellte, darunter jenes der Amsterdamer Börse mit 20 Glocken im Gesamtgewicht von 25,000 Pfund. Das größte und kostbarste Glockenspiel soll sich in Brügge befinden mit 60,000 Pfund Gewicht. Die Heimath der eigentlichen Glockenspiele sind die Niederlande, wo das erste zu Alost im Jahre 1487 gefertigt worden sein soll; aber in England erhielten sie die größte Ausdehnung und wurden zu einer eigenthümlichen Volksbelustigung ausgebildet, indem dort „Glockenschläger“ im Lande umherzogen und ihre Uebungen auf den Kirchtürmen anstellten. Anfänglich wurden sie mit Hämmern geschlagen, aber mehr nach den Regeln der Combinationsrechnung als nach jenen von zusammenhängenden Melodien. Später richtete man Tretwerke ein, wie bei Webstühlen. Nun aber geschieht deren Spiel durch mechanische Räderwerke,

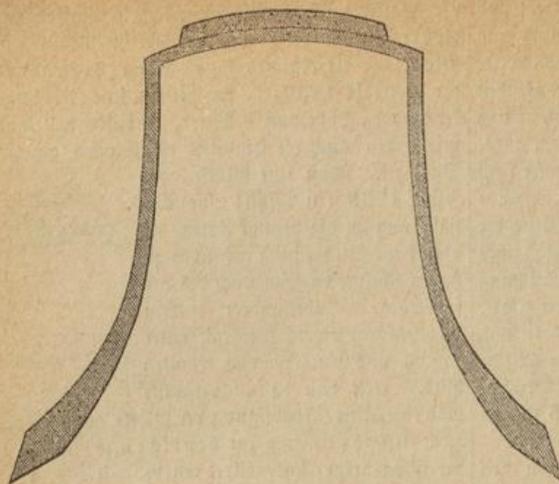


Fig. 4.

meistens in Verbindung mit einer Uhr. Diese abgestimmten Glockenspiele wiesen darauf hin, auch abgestimmte (harmonische) Kirchengeläute herzustellen. Durch Versuche ermittelte man das Gewicht und die Größe der Glockenrippe für jeden einzelnen Ton und hat es hierin bis auf den heutigen Tag zu einer staunenswerthen Sicherheit gebracht. Rosenlächer in Konstanz hat u. A. in den Jahren 1852 und 1853 für die Laurenzengemeinde in St. Gallen ein prächtiges harmonisches Geläute gegossen von fünf Glocken auf die Töne As (11,800 Pfund;) C (5964 Pfund;) Es (3156 Pfund;) As (1275 Pfund;) und C (621 Pfund;) von zusammen 22,816 Pfund. Ein anderer ausgezeichnete Glockengießer in unserer Nähe ist Grafmayer in Feldkirch (Vorarlberg), der u. A. auch das ausgezeichnete Geläute von fünf Glocken in Neu-St. Johann im Kanton St. Gallen (1870) herstellte. Ein Meisterstück alter Glockengießkunst in unserer Umgebung ist in Herisau, (Appenzell) eine von Glocke 160 Zentnern Gewicht, aus dem Jahre 1756 stammend, gegossen von Franz Anton Grieshaber, früher in Salmannsweiler und seit 1807 für Herisau angekauft.

Ueber die Technik bei der Herstellung der Glocken zu sprechen, erlaubt uns nicht der gegebene Raum; dagegen können wir nicht unerwähnt lassen, daß es sehr darauf ankommt, wie geläutet wird. Das heftige Herunterreißen des Glockenstranges beim Anläuten ist sehr vom Uebel, weil dadurch der Glockenschwengel zu stark an die Glockenwände geschleudert

und ein Zerspringen der Glocke um so sicherer verursacht wird, wenn die Glocke etwa von härterer Mischung sein sollte, oder große Kälte herrscht. In diesem Kapitel ist schon viel gesündigt worden und hat schon manche Gemeinde schwere Schädigung erlitten. Die Glocke soll rubig und allmählig in Schwingung gebracht werden, bis der Schwengel gleichmäßig an beide Glockenwände schlägt; dann soll der Glockenstrang während des Lautens nur weich und gleichmäßig im Takte der Bewegung des Schwengels angezogen, aber nicht ungestüm heruntergerissen werden. Die Bewohner von Ruhl in Thüringen gelten seit alten Zeiten für Virtuosen in der Behandlung (dem Läuten) der Glocken.

Die in der ganzen christlichen Kirche gebräuchliche Sitte des Morgen-, Abend- und Mittagläutens ist schon sehr alt. Zuerst scheint das Abendläuten eingeführt worden zu sein um die Mitte des 11. Jahrhunderts in England, aber nur zu polizeilichen Zwecken, damit Jedermann um 7 oder 8 Uhr Feuer und Licht lösche; doch war in Frankreich 1291 schon die Wein- oder Trinker-glocke (campana bibilorum, vigneron) üblich, den Gastgebern die Polizeistunde anzudeuten, wonach also die heutzutage an manchen Orten noch geläutete sog. „Lumpenglocke“ die älteste wäre. Erst Papst Johann XXII. (1316—1334) erhob die Abendglocke zur Betglocke zu Ehren der hl. Jungfrau. Das Morgensläuten ist zwar als Weckzeichen frühe schon in den Klöstern gebräuchlich gewesen, hat aber in Deutschland erst im 15. Jahrhundert eine allgemeine Einführung erhalten. Mit dem Mittagläuten, früher auch Türken-glocke genannt, verhält es sich so: Papst Calixt III. ordnete ums Jahr 1455 das Mittagläuten an wegen der Erscheinung eines kritischen rothen Kometen, woraus Pest, Theuerung und Niederlagen prophezeit wurden; und als Zeichen zum „Mittagsgebet wider den Türken“, dem er den Krieg angekündigt hatte. In Frankreich war es Ludwig XI. (1461—1483), der die „Mittags-Ave-Mariaglocke“ zur Erhebung des allgemeinen Friedens einfuhrte; und auf dem Reichstage zu Speier 1542 wurde das Mittagläuten „wider den Türken“ wegen drohender großer Gefahr für das deutsche Reich „wiederholentlich anbefohlen.“ Das Grabgeläute oder die „Todtenglocke“ ist dem Ursprung nach eine Betglocke

und reicht im Gebrauch bis in die ältesten Zeiten hinauf; es finden sich davon Spuren schon im achten Jahrhundert. Die Sage erzählt: „Als Abt Sturm zu Fulda im Jahre 799 seinen Tod herrannahen fühlte, hieß er schleunigst mit allen Glocken läuten, damit die Brüder, von seinem nahen Ende unterrichtet, in der Kirche versammelt inbrünstig für ihn beten möchten.“ Bei den alten Benediktinermönchen herrschte der Gebrauch, daß die Brüder um den Sterbenden versammelt blieben, bis das Leben erloschen; wo es immer noch möglich sein konnte, blieb der Sterbende aufrecht stehend, im letzten entsetzlichen Hauche dem zunächst Stehenden in die Arme fallend. Dazu wurde für die ganze Zeit die Todtenglocke geläutet. Der auf das Magische, auf übernatürliche Einflüsse und Erscheinungen drängende Zeitgeist jener Epoche, in welcher die Glocken aufkamen und deren Gebrauch allgemein wurde, und der aus derselben herrührenden Weiheritus dürften zur Erklärung ausreichen, warum man im Mittelalter durch dieses Läuten die bösen Geister von den Sterbenden oder Leichen überhaupt abzuhalten beabsichtigte; um jenes unwürdigen Aberglaubens willen wollten eifernde Stimmen in der reformirten Kirche das Grabgeläute gänzlich abgestellt wissen, sind aber damit nicht durchgebrungen.

Die kirchliche Weihe und Taufe der Glocken wird wohl für ebenso alt zu erachten sein, wie der Gebrauch der Glocken überhaupt; wenigstens hat sie zu den Zeiten Karls des Großen schon bestanden, indem dieser im Jahre 798 sich veranlaßt sah, wegen der an die Weihe angeknüpften Mißbräuche und abergläubischen Vorstellungen von zauberischen Kräften, gegen die Weihe ein Verbot zu erlassen. Dieses Verbot wird freilich nicht gegen die Weihehandlung selbst, sondern gegen gewisse Gebets- und Zauberformeln gerichtet gewesen sein, die auch heute noch bestehen, z. B. die Weihe derselben behufs Abwendung von Gewittern, Hagel, Sturm und andern Naturerscheinungen. So wurden u. A. im Mittelalter bei Kometenerscheinungen die speziellen „Wetterglocken“ geläutet, die auch heute noch an vielen Orten während eines Gewitters unausbleiblich und eifrigst bewegt werden! Aus diesem Weiheakt erwachsen die Bannglocken, mit all' ihrer Unseligkeit ein gesürchteter Gegenstand bei den damals häufigeren und nur allzubereitwillig ausgesprochenen päpstlichen Bannflüchen. Hatte der Papp über eine Kirche, eine Stadt oder ein ganzes Land den Bann verhängt, so mußten alle Glocken schweigen, weil sich diese im Zustande der Weihe befanden. Man half sich dann damit, daß

man auf den Rathhäusern eine oder mehrere Glocken aufhängte; und dies waren die „Bannglocken.“ So geschah dies im 12. Jahrhundert in ganzen Gegenden von Frankreich und Belgien, und auch Norddeutschland hat noch alte Bannglocken aufzuweisen. In mehreren Stadtarchiven ist nachgewiesen, daß diese Glocken bis ins 16. Jahrhundert im Gebrauch blieben, bis die gegenseitigen Streitigkeiten ihr Ende erreichten. Die Glocken spielten hierbei eine nicht unbedeutende politische Rolle unter den fortwährenden kirchlichen Kämpfen, indem sie als der Ausdruck oder Ausfluß des Stadtrechts galten. Die Kirchenglocken mußten mit abgeschnittenen Läutesträngen schweigen. Diese „Bannglocken“ waren mit der Zeit so sehr ins rechtliche Bewußtsein der betreffenden Städte und Völkerschaften übergegangen, daß sie als ein bürgerliches Heiligthum vertheidigt wurden. Als im Jahre 1179 Seitens des Königs Philipp August der Stadt Hesdin, 1295 der Stadt Laon unter Philipp von Valois, 1328 der Stadt Ypern, früher 1236 unter Philipp II. der Stadt Cambrai die Bannglocken abgenommen wurden, entstanden blutige Kriege. Die Bürger von Laon vertheidigten ihre Bannglocke, d. h. ihr Stadtrecht in der Bannglocke so heldenmüthig, daß sie sich unter den Trümmern der vollständig zerstörten Stadt begraben ließen. Chrysanther hat in einem belgischen Archiv die bemerkenswerthe Notiz gefunden, daß damals nur 7 Bürger von Laon am Leben geblieben, weil sie im feindlichen Lager bei Ausbruch des Krieges als „Stadtboten“ gefangen gehalten worden seien. In Gent verlangte Kaiser Karl V. nach Dämpfung eines Aufstandes, daß die Bannglocke auf dem Rathhause zerschlagen werden sollte, gab sich indeß auf Bitten der angesehensten Einwohner damit zufrieden, daß durch Heraus schlagen eines ansehnlichen Stückes aus dem Rande der Glocke dieselbe zum „Klangvollen Läuten unbrauchbar gemacht“ wurde. In diesem Zustande ist die Glocke noch vorhanden.

Das Gebiet der Glockenja gen und des Glockenaberglaubens ist zu groß, um für unsere Arbeit verwerthet werden zu können. Doch möge Einiges folgen. Wie wir schon an deuteten, schrieb man von jeher den Glocken ein eigenthümliches Leben und Streben zu, ihre gewaltige Stimme brachte man in eine lebensvolle Verbindung mit geheimnißvollen höheren Regionen. Hierin besonders war die vorahnende deutungsvolle Seite der Glocke besonders ausgeprägt. Vor großem Unglück, Krieg, Todesfällen u. s. w. mußte die Glocke von selbst geläutet haben. Es gab Glocken, die stumm blieben, wenn

Dem entsprechend waren auch die muskulösen Arme mit einem Paar derber Fäuste versehen, die selbst einen „Dammtrögel seligen Andenkens“ entzückt hätten. Am imponierendsten war aber unbedingt der Kopf. Die kaum fingerhohe, breite Stirne wurde von einer geraden Linie der schwarzen Brauen begrenzt und verlors sich, ähnlich einem sogenannten Holzweg, in zwei Seitenlocken von ganz merkwürdiger Farbe. Die grauen Augen hingen unnatürlich weit aus ihren Höhlen und waren in steter rollender Bewegung. Unter der messerscharfen gebogenen Nase öffnete sich der Mund in seiner ganzen fürchterlichen Größe, von einem Ohre zum andern und biente drei schmalen spitzigen Zähnen, die in verschiedenen Richtungen melancholisch herumstanden, als unerquicklicher Aufenthalt. Was ihren übrigen Charakter anbelangt, so war sie, wie alle großen und starken Menschen, von kindlich harmloser Natur und liebte ihren jungen Herrn in selbstloser und uneigennütziger Weise. Wenn wir nun noch sagen, daß ihr eigentlicher Name Portiunkula und sie selbst die einzige Bedienung ihres Herrn bildete, so bleibt uns nur übrig, den letzteren ebenfalls einer näheren Beachtung zu würdigen.

Von zwar sehr armen aber gebildeten Eltern als Waise zurückgelassen, hatte er schon in früher Jugend das Glück, eine sehr reiche Tante zu besitzen, die ihn zu sich nahm und für seine „Verzierung“ in ausgiebigster Weise sorgte. Doch steckte in dem etwas rauhbaugigen Knaben ein gesunder, tüchtiger Kern; und als er nach Abschluß seiner Studien in Schulen und Kasernen heimkehrte, war alle Welt von ihm entzückt. Böse Zungen behaupteten freilich, er habe ziemlich „mitgemacht“ und spiele jetzt bloß den Gemüthlichen aus Laune und was dergleichen zarte Aufmerksamkeiten mehr sind. Doch dem sei wie ihm wolle, Arthur, wie wir ihn künftig nennen werden, trat nun definitiv das Erbe seiner inzwischen verstorbenen Tante, dessen ältestes Inventar Saturnus bildete, an und war überall ein gerne gesehener Gesellschafter. Fast hätten wir seinen höchst merkwürdigen Familiennamen vergessen, der in Tauf- und sonstigen Scheinen als „Müller“ verzeichnet war!

Um nun wieder auf den Anfang unserer Geschichte zu kommen, so betrat, wie gesagt, Saturnus das Zimmer ihres jungen Herrn und wurde von ihm aufgefordert, bei seiner Toilette behilflich zu sein.

Während sich diese Beiden nun abmühten, den widerspenstigen Hemdtragen zu bändigen, polierte es die Stiege herauf und bevor Arthur noch Zeit hatte, seine etwas mangelhafte Toilette mit dem landesüb-

lichen Schlafrocke zu bedecken, öffnete sich die Thüre und ein hübscher junger Mann in Uniform stürzte förmlich in's Zimmer und warf sich ohne weiteres Ceremoniell auf ein zunächst stehendes Kanapee.

„Ah! willkommen lieber Schinderhannes! Welch' glücklicher Zufall führt dich schon am frühen Morgen in meine Höhle?“

Um nun in dem geneigten Leser nicht den Wahn aufkommen zu lassen, als ob dieser berüchtigte Räuberhauptmann auf's Neue die Fluren Deutschlands unsicher mache, bemerken wir noch, daß dies der sogenannte Uebername des jungen Artilleristen war.

„Zufall sagst du? Nein, kein Zufall sondern die reinste Pflicht gebeut mir, diese geheiligte Bude zu betreten, denn wisse, mein Sohn,“ fuhr Schinderhannes mit komischem Pathos fort, „ich komme soeben von Stuttgart, allwo unser gemeinschaftlicher Freund v. Ströbel, genannt Schnauze, mir den angenehmen Auftrag erteilte, dich zum dortigen Schützenfeste als sein Gast einzuladen.“ Mit den letzten Worten stand der junge Mann auf, schnallte seinen Säbel fester und drückte die Dienstmütze auf den hübschen Krauskopf.

„Was, du willst schon fort? Nichts da — Saturnus, eine Flasche von unser'm Alten! Das wäre schön, schon so lange waren wir nicht mehr beisammen.“

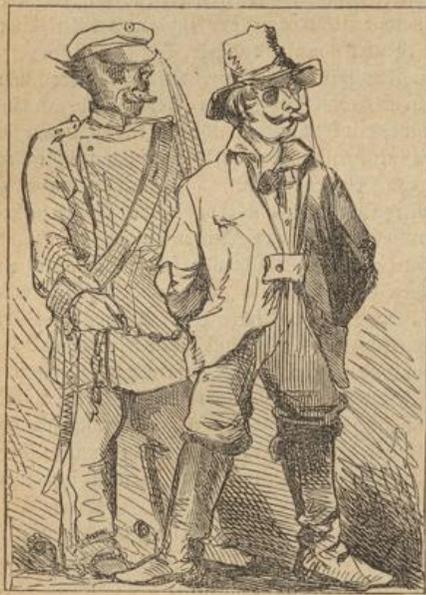
„Aber bedenke! Schon morgens eine Trinkerei anfangen, das könnte eine schöne Wirthschaft absetzen; ich kenne das, nein, nein, laß mich ziehen, meine Zeit ist zu kurz gemessen und du weißt ja, daß man einen Urlaub gehörig ausnützen muß.“

Doch war bereits Saturnus mit einer Flasche „Beischirtem“ zurückgekehrt und wohl oder übel, Schinderhannes mußte seinem ehemaligen Schulkameraden Bescheid thun. Jetzt erst bemerkte der Freund den dienstbaren Hausgeist und betrachtete erstaunt dessen riesige Größe. „Donnerwetter, was für ein Weibsbild du zur Bedienung hast, das ist ja eine förmliche Munitionskolonnie; na wenn die unser Hauptmann zu Gesicht bekäme, ich glaube er würde sie als neuerfundene Transportirprobe einem hochpreislichen Kriegsministerium auf das Angelegentlichste empfehlen.“ Der Gegenstand dieses unzeitigen Wiges verstand zum Glück keine „kanonischen“ Ausdrücke, hielt sie vielmehr für eine Art Huldigung; ihr Mund, den sie ähnlich einem Karpfen möglichst zugespitzt hatte, verzog sich zu einem breiten Lächeln, so daß in Schinderhannes die laute Vermuthung aufstieg, Saturnus könne sich ohne große Mühe in die Ohren beißen, welche Zumuthung sie aber entschieden zurückwies.

Die erste Flasche war bereits geleert, und wir

müssen nun leider gestehen, daß dieser ersten noch weitere folgten; Scherz und Heiterkeit nahmen zusehends in den beiden Menschenkindern überhand, schließlich wurden noch die alten vergessenen Burschenlieder hervorgesucht, in welche Saturnus, die so wie so eine „schlechte Handschrift“ sang, mit gräßlicher Stimme einfiel, ein sicheres Zeichen, daß sie ebenfalls nicht mehr ganz nüchtern war und ihren Bedarf höchst wahrscheinlich aus der gleich guten Quelle deckte.

Auf einmal bemerkte Schinderhannes, daß die Zeit



Wie Arthur von dem Schützenfeste abzieht

inzwischen arg vorgeschritten war; und erschreckt über solche Zeitverschwendung, wie er sich ausdrückte, ordnete er rasch seine derangirte Toilette und segelte mit etwas glänzenden Augen der Thüre zu, welchem Manöver sein Freund in so weit behilflich war, als er einige Hindernisse, mit Ausnahme des Clapiers, noch rasch hinwegräumte — und ihn die Treppe hinabgeleitete.

Seinen beabsichtigten Morgenausgang schien er ganz vergessen zu haben, denn zurückgekehrt, wurde die letzte Flasche noch einer gründlichen Revision unterzogen, dann legte er sich der ganzen Länge auf das Kanapee und war in wenigen Minuten sanft entschlummert.

II.

Der letzte Zug am Vorabend des deutschen Schützenfestes in Stuttgart brauste in den Bahnhof. Die

Schaffner öffneten die Wagen und eine zappelnde, durcheinanderschreiende Menschenmasse bedeckte in kurzer Zeit den Perron. Die meisten trugen Gewehre und Büchsen von allen nur denkbaren und undenkbaren Sorten und sonstigen einem Ueingeweihten höchst unnötig scheinenden Dingen. Schon hatte sich die Mehrzahl der Angekommenen entfernt, als noch aus einem Coupe II. Classe eine dem geneigten Leser bereits bekannte Persönlichkeit stieg und sich in die Restauration begab, dort Nachforschungen anzustellen über seinen



und wie er zu demselben reiste.

Freund v. Ströbel, dessen nähere Adresse er schändlicher Weise vergessen hatte. „Nun,“ murmelte Arthur nach vergeblichen Versuchen, letztere zu erforschen, „gehen wir in einen Gasthof, morgen wird sich das Weitere finden“; darauf wurde eine ebenso energische als erfolglose Wanderung nach einem Unterkommen angetreten. Ueberfüllt! war der stehende Refrain in jedem Gasthause. Matt und müde kehrte Arthur nach seinem Ausgangspunkte zurück, fest entschlossen, zu bivouakiren und tröstete sich damit, daß es ja nicht das erste mal sei. Mittlerweile hatte sich der Himmel überzogen und ein leiser, feiner Regen veranlaßte Arthur in eine Restauration zu treten, die, am äußersten Punkte der Stadt gelegen, ihre gastlichen Räume noch geöffnet hatte. Nach einem aus-

giebigen Nachteffen, und gehöbig eingenommenem Schlafrunke wagte Arthur einen schüchternen Versuch, das Ende der Nacht auf einer Bank abzuwarten, welchem Ansinnen der grobe Wirth dadurch ein Ende machte, daß er in nicht mißzuverstehender Weise die Thüre öffnete und somit Arthur auf's Neue gezwungen wurde, seine Jagd nach einem Unterkommen fortzusetzen. „Oh! was bin ich für ein Gesel,“ jammerte das Schlachtopfer menschlicher Nächstenliebe; „anstatt daheim zu bleiben und die Geschichte vom Schützenfest gemüthlich in der Zeitung zu lesen, stumple ich in diesen verfluchten dunkeln Straßen herum und lese am Ende noch einen tüchtigen Catarrh auf. Nein, so einfältig — — Teufel! was ist denn das?“ fluchte er auf einmal und griff mit unterdrücktem Schmerzensschrei nach seiner Magengegend. „Ah, eine Wagen-deichsel, und da eine solche schwerlich selbstständig in der Luft hängt, findet sich am Ende auch die Fortsetzung. Sollte mir der Himmel doch noch ein Nachtquartier beschereen?“ Vorsichtig tappte Arthur weiter und gelangte an einen geschlossenen Chaisenkasten, dessen Inneres er mittelst eines Zündhölzchens untersuchte und vollständig leer fand. Ohne Weiteres nahm er nun von den Polstern Besitz, legte sich so bequem als möglich darauf und war in kurzer Zeit fest eingeschlafen.

III.

Prachtvoll brach der nächste Tag an. Die Morgen-sonne blinzelte bereits über die höchsten Gipfel der schwäbischen Alp. Schon wurde der Gökler auf dem Kirchturme eines kleinen Dörfchens durch ihre Strahlen erwärmt, lustig drehte er sein goldenes Gesieder in dem leisen Morgenlüstchen und zeigte vergnügt mit dem Schnabel der jungen und doch so alten Königin des Tages entgegen, ein sicheres Zeichen anhaltend guter Witterung. — Das Ende dieses Dörfchens, dessen letzte Häuser dicht am Ufer eines ziemlich großen Flusses stehen, bildete ein schönes, schloßähnliches Gebäude, das mit seinen Remisen und Stallungen einen beinahe vornehmen Eindruck machte. — Noch war es sehr früh! Nur ein paar übermüthige Spaziertrippelten um die Scheunen herum, vor deren einer Thüre ein großer geschlossener Landauer stand.

Die Strahlen der Sonne stiegen inzwischen immer höher und höher, zuletzt erreichten sie die Fenster des Wagens, und stürzten sich förmlich jubelnd hindurch, an einem jungen Menschen verwundert hängen bleibend, der sich streckend und gähnend die Augen ausrieb. Dann öffnete er die Thüre und sprang mit einem schwungvollen Sahe auf den Boden. Hier sah er sich mit sozusagen merkwürdig dummem Ge-

sicht, ja beinahe ängstlich um — „jetzt hört Alles auf — Million Donnerwetter, das ist doch nicht Stuttgart? welcher Unstern hat mir wieder diesen Streich gespielt?“ und immer verwunderter betrachtete Arthur, denn dieser war es, seine ihm ganz fremde Umgebung. „Ich muß furchtbar fest geschlafen haben, daß es möglich war, so ohne Weiteres mich zu entführen; wenn ich nur wüßte, wo ich mich eigentlich befinde? Herr Gott, wenn das in meiner liebwertigen Vaterstadt bekannt würde, welch' ein unerschöpfliches Thema für unsere Fraubasen beiderlei Geschlechts! Doch wozu alles Räsonniren, fügen wir uns mit Geduld in die neue Prüfung.“

Und alles Unangenehme abschüttelnd wanderte unser Held, einen Ausweg suchend, um die Gebäude herum und betrat nach wenigen Augenblicken eine kleine Straße, die, den Windungen des Flusses folgend, im obern Theile des Dorfes einmündete. — Arthur blieb unwillkürlich stehen, als sich das prachtvolle Panorama vor ihm aufthat. Zu seinen Füßen der klare blaue Fluß und jenseits desselben, am andern Ufer Garten an Garten; Dörfchen wechselten mit anmuthigen Villen und alterthümlichen Burgen, darüber die blauschwarzen Berge seiner engeren Heimath, er hätte kein Herz haben müssen, wenn er bei solchem Anblicke gleichgiltig geblieben wäre. War es die Ruhe des Wassers, die höchstens von kleinen, Wellen kaum hörbar unterbrochen wurde, die plätschernd über dem feinen Kiese spielten, war es die geheimnißvolle Anziehungskraft der Niren, die ja in solch einem Flusse ihr Unwesen treiben sollen — ohne zu wissen wie, war Arthur rasch seiner Kleider entledigt und stürzte sich mit wahrer Wohlthut in die prächtige kühle Fluth, als tüchtiger Schwimmer keine Gefahr ahnend und keine fürchtend.

Ueber eine halbe Stunde mochte das Bad gebauert haben, ein leichtes Frösteln machte sich bemerklich und Arthur schwamm in raschen Zügen dem Lande zu, sich kindisch auf ein tüchtiges Frühstück freuend, das der knurrende Magen gebieterisch forderte.

„So, nun rasch in die Kleider! Aber um Gottes willen, das ist doch nicht meine elegante Garderobe!“ Und mit Entsetzen starrte Arthur auf einen Haufen verdächtig aussehender Stücke von zweifelhafter Reinlichkeit.

„Heiliger Saturnus! Nein, das ist aber doch zu stark, meine schönen Kleider, Uhr, Geld, Alles fort, welcher freche Kerl hat mir das gethan?“

Leider müssen wir nun der Wahrheit gemäß berichten, daß sich keine Spur von dem Spitzbuben fand und Arthur somit genöthigt war, von dessen zurück-

gelassener Garderobe inklusive Kanonenkiesel Gebrauch zu machen. Nun ging er an die Durchsuchung der Taschen. Merkwürdig! Der Dieb schien in der Eile vergessen zu haben, sein eigenes Geld auch noch mitzunehmen, denn in der einen Hosentasche fand sich etwas Münze und in einem alten Notizbuch, das sich in dem Rockfutter förmlich festgebissen hatte, lagen 20 Stück nagelneue Fünf-Mark-Scheine. Sonst kein Zeichen, durch das sich der pfiffige Dieb etwa ermitteln ließ. Durch das Geld etwas getröstet, beendete Arthur seine schäbige Toilette, und von der Natur mit glücklichem Leichtsinne begabt, begann er bereits diesen Spuk wie ein Türke als unabwendbares Verhängniß zu betrachten.

IV.

Nachdenklich über das innerhalb 24 Stunden Erlebte setzte unser Held Arthur seinen Weg fort und gelangte in kurzer Zeit in das Dorf. Gleich am Ansfang desselben streckte ein stattliches Gasthaus seinen allmächtigen Zeigefinger, an dessen Ende ein großer Hirsch baumelte, höchst einladend in die Straße hinaus; Arthur beschloß sofort, diese günstige Gelegenheit, ein solides Frühstück einzunehmen, nicht vorübergehen zu lassen und trat durch die offene Thüre in den Hausgang. Leider konnte er die Gaststube nicht mehr erreichen. Nach kaum zwei Schritten in demselben wurde er an einem Arme gepackt und mit Gewalt auf die Straße gezogen. Hier sah er sich zwei Gendarmen gegenüber, die ohne langes Federlesen und ohne sein lebhaftes Protestiren im Geringsten zu achten, einen sogenannten Rosenkranz aus der Tasche zogen, und die Hände Arthurs kreuzweise übereinander banden. Ein drittes Organ der öffentlichen Sicherheit rasselte auf einem Wagen die Straße daher und hielt vor seinen Kollegen, die ihn mit dem jubelnden Zuruf begrüßten: „Endlich haben wir den Strolch, ja unsereins ist auch nicht dumm!“ worauf alle drei Hand anlegten und ihren Arrestanten in nicht zu sanfter Weise auf einen Bund Stroh warfen, der den Fond des Fuhrwerkes bedeckte.

Der eine Gendarm stieg ebenfalls auf und fort ging die Reise in Carrière der nächsten Amtsstadt zu.

„Ich bin nur neugierig, was eigentlich noch mit mir angefangen wird,“ dachte Arthur und mußte über diese ununterbrochene Kette von Mißgeschicken fast lachen, „nein, an diese Reise will ich denken, was ich für Vergnügen aushalten muß, das ist ja himmelschreiend, mich bringen künftig zehn Pferde nicht mehr aus meinen vier Pfählen.“

V.

Nach beinahe einstündiger Fahrt rasselte der Wagen über holperiges Pflaster und hielt in einem Hof vor einem großen Gebäude, das in goldenen Lettern die vielversprechende Aufschrift: „Königliches Amtsgericht“ trug. Arthur wurde vom Wagen gehoben und da er darauf bestand, sofort vor einen Beamten geführt, der bei seinem Eintreten ein äußerst wichtiges, sozusagen „zugeknöpftes“ Gesicht machte. Der Gendarm, der ihn bis hierher begleitet, machte Rapport und das Verhör begann. Die Fragen nach Namen, Stand, Alter u. s. w. beantwortete Arthur der Wahrheit gemäß und wurde Alles von dem Beamten mit einem feinen Lächeln protokolliert. — Als er nun gegen seine Verhaftung energisch protestiren wollte, hieß ihn der Inquirende in strengem Tone schweigen.

„Ihre Lügen sind denn doch ein bißchen zu plump mein Herr, Sie heißen nicht Müller, sind kein Privatier, nicht von, sondern sie sind ein ganz gemeiner Betrüger und Falschmünzer, auf den wir schon lange genug gefahndet haben. Gendarm, durchsuchen Sie den Arrestanten.“ Keines Wortes mächtig, ließ sich Arthur die Taschen umkehren, als deren hauptsächlichster Inhalt das Notizbuch betrachtet wurde. Der Beamte hielt die 5 Mark-Scheine prüfend gegen das Licht und dann sich triumphirend an Arthur wendend, donnerte er mit mächtiger Stimme: „Nun, wollen Sie noch läugnen, jedes Kind sieht ja, daß diese Banknoten gefälscht sind.“

Vergebens bot Arthur seine ganze Beredsamkeit auf, und wollte sein Abenteuer von A bis Z erzählen, selbst seine Bildung suchte er geltend zu machen, aber da kam er schön an. „Bildung sagen Sie — als ob nicht die meisten ihres Gelichters gebildet wären, und gerade die Gebildeten sind die Gefährlichsten, weil sie in der Regel noch sehr pfiffig sind.“ Vor solcher Logik beugte Arthur in Demuth sein Haupt.

Aber noch einen Trumpf, den legten, beschloß er auszuspielen. „Mein Herr!“ begann er mit feierlicher Stimme, „es wäre lächerlich von mir, wenn ich Gewalt der Gewalt entgegensetzen wollte, aber hören Sie wohl, für alle die Unbill, die mir angethan wird, mache ich Sie verantwortlich und es wird eine schwere Rechnung abgeben, wenn meine Unschuld erkannt und“ — „Schon gut, schon gut, ich nehme Alles auf mich, indessen wollen wir für Ihre Abführung nach Ihrer Vaterstadt Nürnberg Sorge tragen, ein Frühstück wird Ihnen bis dahin besorgt.“

© K u f.

Am andern Tage traf Arthur in Nürnberg ein,

und wurde gemeinschaftlich mit allem möglichen Gefindel einstweilen in sicherem Gewahrsam aufgehoben. Nach 48 langen Stunden wurde er vor seine Richter geführt, die den „Mißgriff“ sogleich einsahen und mit Bedauern seine Schicksale vernahmen. Inzwischen war die Verhaftung des wirklichen Verbrechers beim Schützenfeste in Stuttgart erfolgt; ein zufällig anwesender Landsmann erkannte ihn und sorgte für seine sofortige Festnahme.

Frellich mußte Arthur, wenn auch in einem passenderen Lokale noch so lange warten, bis sein Doppelgänger eingetroffen war. Genau acht Tage nach seiner Abreise traf er wieder, selbstverständlich mit dem letzten Zuge in seiner Heimath ein, von Saturnus begrüßt, die vor Freude laut heulte.

Seine Geschichte war inzwischen ruchbar geworden und Arthur ließ noch einige Zeit vergehen, bis er sich wieder öffentlich zu zeigen wagte.

Von seinen Freunden v. Ströbel und Schinderhannes liesen Belleidtschreiben mit breitem Trauerrande ein, die von Anzüglichkeiten aller Art förmlich strotzten und von Arthur wüthend zerrissen wurden. Saturnus bat ihren Herrn mit thränenfeuchten Augen, ja zu keinem Feste mehr zu gehen. Arthur versprach es ihr in die Hand, doch warf er einen scheuen Blick nach dem Spiegel, unter dessen Rahmen

„Der Wanderer am Bodensee“, dieser gefährliche Ausplauderer, sein Wesen trieb.

In der Audienz.



Fürst: Nun, wie ich höre, steht Ihnen demnächst ein freudiges Ereigniß bevor. — Wann wird denn ihre Frau niederkommen?

Beamter: Wann Durchlaucht befehlen!

Die Konradi-Kapelle im Münster zu Konstanz.

Wenn der „Wanderer“ mit seinem ganzen Herzen an Konstanz hängt, so wirst du, lieber Leser, dies gewiß begreiflich finden, falls du auch nur ein einziges Mal, sei es vom See herkommend, oder von einem Rebhügel niedersteigend, Konstanz und seine Umgebung betrachtet hast. Ja, man kann sich daran nicht satt sehen, und wenn man auch sechzig Jahre lang die Runde um Konstanz herum macht, wie es bei dem „Wanderer“ der Fall. Darum hat er sich denn auch auf dem Titelbild (schlag um und betrachte es) so hinzeichnen lassen, wie er auf einem Hügel stehend die altherwürdige Stadt, den See und die Alpenwelt anstaunt. Er steht und staunt und kommt vor freudigem Staunen nicht vom Flecke und selbst sein treuer Bude! ist an die Stelle gebannt — schon sechzig Jahre! Aber was macht denn Konstanz so

schön? Nun, die Lage! Allerdings, aber sie nicht allein; denn das herrliche Münster ist gewiß einer der vornehmsten Edelsteine im Schmucke unserer Konstantia! Mit ihm ist die Stadt gleichsam immer im Sonntagsgleide. Und so hoffe ich denn, lieber Leser, daß du mir keinen Korb gibst, wenn ich dich nun einlade, mit mir dem Münster einen Besuch zu machen. Zwar kann ich dir heute nicht alles, was an und in demselben Großes, Herrliches, Ehrwürdiges, Alterthümliches ist, erklären, aber was ich dir zeige, wird dich doch überraschen und befriedigen. Komm' also jetzt, durchschreite rasch das obere Münster und biese mit mir in die sog. Thomaskapelle ein. Sieh' dort die Thüre zwischen dem Thomaskaltare und dem hohen Chore — bei ihr beginnt unser eigentliches Wandern und Schauen! Wir öffnen die Thüre und

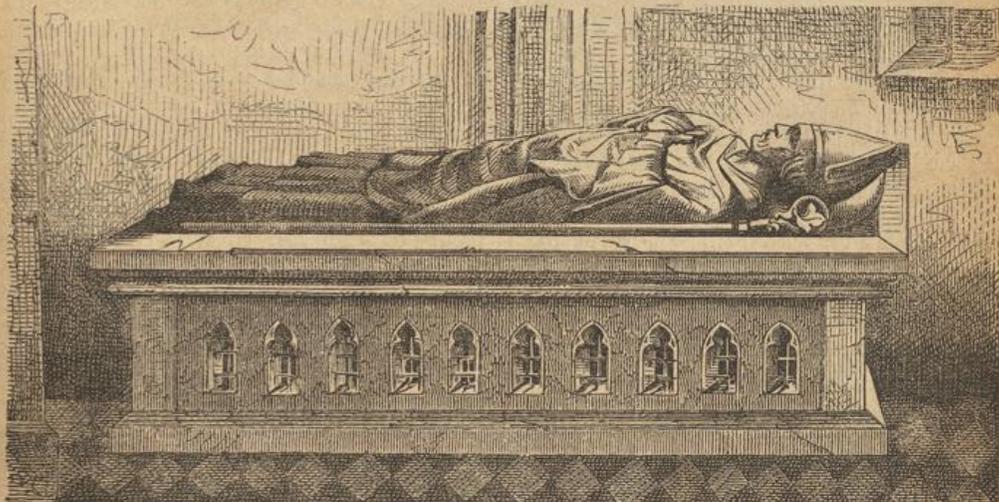
steigen abwärts. Fürchte dich nicht, wir kommen nicht in eine schauerliche Gruft, wenn es auch nach zwei Seiten hin unterirdische Räume sind, in die ich dich führe. Doch schon auf den ersten Stufen der neuen steinernen Treppe mit dem einfachen, aber geschmackvoll geschmiedeten Geländer wirst du gern einen Halt machen, gefesselt von dem Einblick in den inneren Bau und überrascht von dem herrlichen Farbenschmuck, den er in neuester Zeit angelegt. Vor Allem begegnen hier deinem Blicke zwei Säulen, die mit dem Complex von Gurten (Rippen) schlank und lieblich, wie zwei Palmbäume sich präsentieren! Und in wie farbenreichen Blüten schließen die Blätteräste dieser Palmen ab! Ich meine nämlich die Schlusssteine, an welchen die Wappenschilder jener Bischöfe gemalt sind, die bezüglich des heil. Konrad oder dieser Kapelle eine besondere Bedeutung haben. Und an den bemalten Wänden glänzen dir bedeutungsvolle Sinnbilder, in Kreuzesform gefaßt, entgegen und weiter nach unten ringsum eine ebenso einfache wie geschmackvolle Teppichmalerei, die jeden Besucher erinnert, daß er auf deutschem Boden und zwar mitten im alten Konstanzer steht. Denn da wiederholen sich in geschmackvoller Umrahmung, mit passender Rosette abwechselnd, das Bild des deutschen Reichsadlers und das Konstanzer Wappenschild. Dem Künstler, der die Sitzgelegenheiten zur Restauration dieser Kapelle machte, schwebte beim Entwurf dieses Teppichmusters das Dessen des Krönungsmantels am Standbild des Kaisers Heinrich VII. vor, wie es noch in Pisa zu sehen ist. Und das ist gothische Dekorationsmalerei, denn die Konradikapelle ist ganz in gothischem Stile erbaut. Nun habe ich es aber auch schon ausgeplaudert, wohin ich dich eigentlich geführt. Sollte dir der Mann, dessen Name diese im Beschnuck prangende Kapelle trägt, so ganz fremd sein? Sanct Konrad, seit Jahrhunderten der Schutzpatron dieser Stadt, fremd? Hast du noch nie jenes schöne Denkmal betrachtet, das ihm, der einer der ersten und größten Wohlthäter von Konstanz war, aus Dankbarkeit und Verehrung gesetzt wurde? Ich meine nämlich das kolossale Standbild St. Konrads auf der Rheinbrücke. Freilich hat sich ein großes Stück Weltgeschichte abgespielt, seit der herrliche Mann hier als Bischof regierte. Anno 935 wurde er zum Bischof erwählt unter dem Jubel von Geistlichkeit und Volk. Bischof Ulrich von Augsburg, sein etwas älterer Freund, legte ihm die Hände auf und consecrirte ihn. Und dann stand er der großen Konstanzer Diözese,

die damals außer dem süblichen Baden noch die Diözese von St. Gallen und Basel, ferner große Theile der heutigen Diözese Rottenburg, Augsburg und Brixen umfaßte, einundvierzig Jahre lang vor als ein hellleuchtendes Vorbild für die Priester, als ein liebender Vater für seine Diözesanen, zumal für die Armen und Kranken. Sein Leben war eine große Kette von Wohlthaten aller Art, wozu ihm allerdings in seinem großen Privatvermögen reiche Mittel geboten waren. Am 26. November 976 starb er und wurde hier unten beigesetzt. Damals lag das Grab unter freiem Himmel; Konradus hielt sich nämlich in seiner Demuth für unwürdig, im Heiligthum selbst begraben zu werden, obgleich es alter Gebrauch war, die Bischöfe darin beizusetzen. Die große Verehrung jedoch, die Konradus fort und fort genoß, drängte bald zum Bau einer Kapelle über seinem Grabe; als diese erste zerfallen war, baute Propst Heinrich, wohl nach der Heiligsprechung Konrads (1123), eine neue und als diese nicht mehr entsprach, erbaute ein Domherr, Ulrich von Nienthal (wahrscheinlich im Jahre 1283) die jetzt noch stehende gothische Kapelle. Leider hat man dieselbe im vorigen Jahrhundert, an Säulen und Wänden übertüncht, während sie früher gemalt war. Außerdem wurde sie seit langer Zeit sehr vernachlässigt; die Feuchtigkeit drang so mächtig ein, daß ein großer Theil des Steinwerks, besonders das der Fenster angegriffen wurde, und man jetzt über 1000 Mark bloß für Steinhauerarbeiten verwenden mußte. Es war wirklich hohe Zeit, daß man an die Restauration dieser Kapelle ging. St. Konradus mahnt gleichsam selbst daran, nämlich durch sein Standbild auf der Rheinbrücke, an dem die Jahrzahl seines Todes — 976 — eingemeißelt ist. Die fiel einigen Herren in die Augen und sofort bligte der Gedanke auf: „Ei, 1876 muß das 900jährige Jubiläum dieses großen Mannes gefeiert werden!“ Da nun aber die Konradikapelle in ihrem Zustande sehr schlecht zu einem solchen Jubiläum gepaßt hätte, so war die zweite Idee schnell hinter der ersten: „Die Kapelle muß restaurirt werden und zwar extrafein!“

Jetzt, mein Freund bist du über die Bedeutung der Kapelle orientirt und nun laß dich weiter führen, denn wir stehen ja erst in der Vorhalle; das Schönste — das Chor — ist noch zu besichtigen. Steigen wir also vollends nieder und treten in das eigentliche Heiligthum. Bist du nicht auf das Angenehmste überrascht? Sieh, hier ist Alles viel reicher und

kunstvoller durchgeführt, hier haben auch Freskenmaler, Bildhauer und Glasmaler sich verewigt! Was zieht dich jetzt am meisten an? Ich denke wohl die Freskogemälde! Allein die Pietät vor dem großen Wohltäter unserer Stadt erfordert doch den ersten Besuch beim Altare oder vielmehr bei dem darin niedergelegten, kunstvoll und reich gearbeiteten Reliquienschreine! Da drinnen nämlich ist das Haupt St. Konrads aufbewahrt, welches sich bis zum Jubiläumsjahr in der silbernen Konradsstatue befand. Schon sehr frühzeitig wurde das Haupt vom übrigen Leibe abgesondert und würdig gefaßt, um es bei festlichen Anlässen zur Verehrung auszusetzen oder bei Prozessionen mitzutragen. Der Schrein selbst, von dem blinden König Georg V. (von Hannover) gestiftet,

geworfen. Das hat nun der edle Mann freilich nicht um Konstanz verdient, denn er hat nicht bloß Kirchen und Kapellen erbaut und sie reich dotirt, sondern auch: 1) ein Haus gestiftet, worin täglich 12 Arme gespeist wurden und 2) ein Spital für arme Reisende, Pilger und Kranke (da wo das heutige sog. Seelenhaus steht). Doch, decken wir den Schleier der Liebe über die bedauernswerthen Schicksale dieses Grabes und merken wir uns die weise Lehre, daß Katholiken und Protestanten am besten thun, sich in Bezug auf die Vergangenheit keinerlei Vorwürfe zu machen, denn man ist eben auf keiner Seite von Härte freizusprechen. Erheben wir vielmehr mit den Gefühlen des Dankes und der Verehrung unsern Blick zu der Statue des einstens hier Begrabenen, welche, von Meisterhand nun in Holz



Grab des Konstanzer Bischofs St. Konrad, † 976.

dahier in Konstanz ausgeführt, enthält sehr schöne Reliefs, welche Begebnisse aus dem Leben Konrads darstellen, so unter Anderen den bekannten Vorgang mit der Spinne, ferner wie der edle Mann selbst Steine und Mörtel zum Aufbau seines Spitals herbeiträgt u. s. w. Und noch eine Pflicht der Pietät wollen wir erfüllen, indem wir rechts vom Altare das ursprüngliche Grab besuchen (siehe Abbildung). Der Oberbau ist neu, nur die Deckplatte mit dem lebensgroßen Reliefbild Konrads ist alt, wahrscheinlich auch aus dem Jahre 1283. Ja, hier war St. Konrad begraben, aber nun ist der steinerne Sarg leer! Zur Zeit der Reformation, wo die Wogen kirchlicher Aufregung stel, viel höher gingen, als jetzt, wurden die Gebeine in den See

ausgeführt, die Königin Viktoria von England machen ließ. Wenn du an der Bildsäule erkennst, daß ein Künstler sie gemalt, der die Werke altchristlicher und altklassischer Kunst durch und durch studirte, so mache ich dir mein Kompliment; er liebt das sog. Strenge in der Kunst überaus und verschmäht das modern Weichliche. Ganz in ähnlicher Auffassung sind die großen Fresken über dem Altare und an der nördlichen Wand ausgeführt. Das erstgenannte stellt die Krönung Marias vor. Siehe, da ist tieffromme Kunst, da sucht man vergebens moderne Gestalten, mit dem Firniß der Heiligkeit! Links die Augen wendend, siehst du ein noch größeres Tableau, die herrliche Gruppe der Bischofsweihe des heil. Konrad durch Bischof Ulrich

von Augsburg.“ Einen halben Winter hat der Künstler bloß für den Karton (d. h. für den fein ausgezeichneten Entwurf) verwendet. Und mit welcher Sorgfalt und Liebe zugleich wurde es in Farben ausgeführt! Aber welche imponirende Gestalten sind nun auch hier für Jahrhunderte an die Wand geau- bert! *) Die Hauptpersonen nun wirst du nach dem Gesagten leicht herausfinden; außerdem sind zwei Bischöfe, wie sie in der Regel bei einer Bischofsweihe assistiren, eingereiht, ferner Mönche und Repräsentan- ten des Volkes, darunter ein Ritter, der Bruder Kon- rads, Graf Rudolph († 940), welcher eigentlich der Stammhalter des Welfenhauses war. Und vor diesem Bilde stehend, möchte ich gerne mit dir, lieber Leser, eine Exkursion in die deutsche Geschichte des 10. Jahrhunderts machen, denn Ulrich und Konrad waren ja Zeitgenossen und intime Freunde von Otto dem Großen (936—973 **). Ja, es war eine große, mitunter freilich auch sorgenvolle Zeit, und unsere beiden Bischöfe hier spielen darin eine ebenso große, wie würdige Rolle; denke man nur daran, wie Bischof Ulrich die Ungarn vor dem Thore Augsburgs schlug, indem er mit seinen Mannen einen Ausfall machte, im bischöflichen Ornat zu Ross sitzend, ohne Helm und Panzer, nur befehlend und aufmunternd! Es geschah im August 955 und das war das glück- verheißende Vorspiel zum großen Siege auf dem Lech- feld (10. August), der den Ungarn das Wiederkom- men für immer entleidete. ***) Doch Freund, die Zeit

brängt; ich muß mich selbst in Bezug auf die fünf Ein- zelfiguren, die noch auf der nördlichen Wand zu sehen, kurz fassen. Sie stellen vor: St. Gebhard, St. Bern- hard von Baden, St. Gallus, St. Pelagius, St. Nikolaus. Warum gerade diese fünf gewählt wurden, magst du dir bei Gelegenheit von dem Sakristan am Münster, der seine Sache sonst gut versteht, erklären lassen. Ich fürchte ohnedies, er möchte dem „Wanderer“ gram werden, daß er ihm so wenig zum Berichten übrig läßt und vielleicht sogar das Trink- gelberbudget schmälert. — Wirf jetzt noch einen Blick auf die mit gothischen Arabesken und Rosetten ge- schmückten Fenster. — Osterrath in Tils hat sie herge- stellt —, auf den prachtvollen Teppich, den die Damen von Konstanz gestickt, auf die mit gothischen Beschlägen versehenen neuen Thüren und vergiß ja nicht dort in jenen Opferkasten „für die Restauration des Mün- sters“ ein Scherflein zu legen, und wenn du es auch nicht aus Religion geben willst, so gib es doch aus Liebe zu Konstanz und seinem Münster. Und somit denn Gott befohlen! Doch halt — willst du nicht auch wissen, wer die Pläne zu dieser Restauration gemacht hat? Benediktinermönche sind es! Und eben solche führten auch die hauptsächlichsten und schwierigsten Theile aus, besonders die Fresken und die Statue. Alle Achtung vor diesen Künstlern! Sie haben hier nicht bloß ihrer Kunstschule ein herrliches Denkmal gesetzt, sondern auch Konstanz um ein Schatzkästlein ganz eigener Art bereichert. —

Von Welt- und andern Ereignissen.

Bei uns in Deutschland hat der edle Krieger- stand den Vorrang vor allen andern Ständen, die Landstände selbstverständlich ausgenom- men. Daher wir ihm zu Ehren zuerst vom Kriege reden und dabei auf den Stockzähnen lachen, bieweil wir für diesmal noch mit dem Frieden davongekommen.

*) Die Freskogemälde sind nämlich fast unverwüthlich. Weder Feuchtigkeit, noch Abwaschen, noch Licht kann ihnen was anhaben. Es kommt daher, daß die Farben auf einen noch frischen (fresco sagt der Italiener) Kalkanwurf aufgetragen werden.

**) Kaiser Otto war mehrmals bei Bischof Konrad auf Besuch, und dieser begleitete jenen auch 962 nach Rom, wo Otto zum römischen Kaiser gekrönt wurde.

***) Die Ungarn drangen im Jahr 926 sogar bis Konstanz vor und brannten die Vorstadt nieder.

Nicht so die stolzen Spanier, von deren Affairen der Wanderer schon im letzten Jahrgang erzählte. Es ist endlich einer von den beiden feindlichen Brüdern über den andern Meister worden und Don Carlos hat Bergengeld gegeben. Ob der andere diese Münzsorte auch gelegentlich einmal in Verkehr bringt — bleibt abzuwarten. — Also vorderhand in Spanien Friede und der Kriegsgott schleudert zur Abwechslung seine Pechfackel in eine andere Ecke Europas. „Aber bitte Herr Kriegsgott, sein Sie doch etwas vorsichtiger mit ihrem Fidißus!“ „Donnerwetter Parapluie“ meint dieser „was geht das Sie an, Herr Wanderer?“ „Bitte sehr Herr Kriegsgott, sehen Sie das Pulverfaß nicht, das die sorglosen Herren Diplomaten aus jener Ecke dort fortzuräumen vergaßen?“ „Das ist mir Wurst“ brummt der Kriegsgott und der Teufel geht los.

Unter der Asche glühte es schon lang in der Türkei und der Russe that sein Möglichstes die Gluth zur hellen Flamme anzublafen.

Blutige Gemegel in der Herzogowina zwischen Muselmännern und Christen, denen, wie so oft, die Religion zum Vorwand dienen mußte, unmenschliche Gräueltthaten der Türken in Bosnien und Bulgarien und der Mord von Salonichi bildeten das Vorspiel; dann folgte die Kriegserklärung des türkischen Vasallenstaates Serbien gegen den Sultan als Oberherrn und auch die famosen Montenegriner schlugen los. Wenn die Tapferkeit der Serben ebenso weit her gewesen wäre, wie ihre Phrasen, so hätten sie auf der ganzen Linie siegen müssen. Aber statt dessen blieb der Türk Meister und wie es dem Serb gegangen und wie der Sohn der schwarzen Berge gehaust,

folgt das nächste Mal. Nur so viel will ich gleich ver-rathen, daß der Ruß, der die Türkei aus den Landkarten verschwinden lassen will, und vor keinem Mittel zurückschreckt, das diesem Zwecke dient, den religions- und stammverwandten Russen weiter nichts Leidens geschehen lassen wird. Nun aber soll der geduldige Leser auch wissen, daß es Staaten gibt, wie z. B. England, die gerade so viel Interesse an dem Fort- bestehen der Türkei haben, wie Rußland an ihrem Untergang, und aus dieser Gegenföhlerei und dem Appetit anderer an die Türkei grenzender Staaten, wie Oesterreich, nach einzelnen Fegen Türkenlandes bauscht sich die türkische Frage zu einer europäischen Frage auf und wenn sich deren Beantwortung nicht mehr länger verschieben läßt, wie es hier der Fall zu sein scheint, so hat ein jeder, der etwas besitzt, und bester sein Kapital auch nur in rüstigen Armen und geschickten Händen, Ursache zu zittern vor einem langen und allgemeinen Krieg, der den Völkern kein Haar nützt und vor den traurigen Folgen des Krieges, welche stets denjenigen am wenigsten treffen, der ihn zumeist verschuldet hat. —

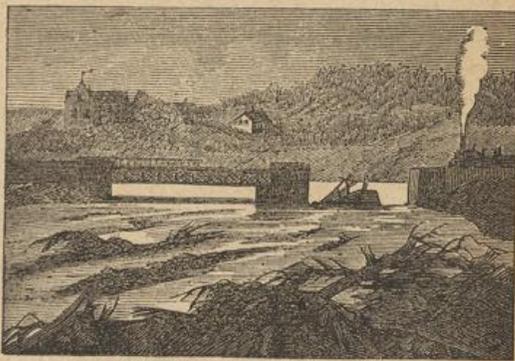
Derweil hat der russische Nimmersatt wieder einen Brocken hinten in Asien verschluckt und gleichsam im Triumphzuge Kokand eingenommen, was mehr heißen will, als was der englische Thronfolger, der Prinz von Wales, auf seiner neuesten Reise in Ostindien erobert hat, denn hiebei werden kaum die Reisepfeesen heraus schauen, was den Prinzen aber wenig scheert, da er auf Kosten der Steuerzahler bädeckerte. —

Doch wenden wir uns nun dem eigenen Vaterlande und der Betrachtung seiner inneren Lage zu. Es scheint sich hier manches klären zu wollen. Langsam geht der



Am Hafen in Rorschach.

unselige Kulturkampf seinem Ende zu. Die Tauben fliegen aus und wenn nicht heute, so kommen sie doch morgen mit dem Delblatt im Schnabel zurück, denn Staat und Kirche erkennen, daß sie den Krieg um ihre Sonderinteressen bis dahin geführt, wo ihre gemeinsamen Herrschafts-Interessen beginnen. Bemerkenswerth ist ferner das immer mehr und mehr offene Hervortreten reaktionärer Bestrebungen die man längst überwunden glaubte; es summt in der Luft, wie zu den Zeiten Tells: „noch nicht genug gezähmt sind sie; — die Zungen sind noch frei, ein neu Geseß will ich in diesen Landen verkündigen.“



Eisenbahnbrücke bei Frauenfeld.

Du aber, lieber Leser, ob Bürger, oder Baueremann seze deine Ehre in die Erhaltung der Freiheit, der Wohlfahrt und des Friedens. Seze sie in den Sieg nicht nur beim Kampfe gegen fremden Eingriff, sondern auch bei

Verteidigung seiner eigenen Rechte. — Von der Ausstellung in Philadelphia hat der Wanderer seinen Lesern bereits oben einen Begriff beigebracht. Gleichzeitig findet in München eine Ausstellung deutscher Kunstindustrie und in Brüssel eine ebensolche für Gesundheitspflege und Rettungswesen statt. —

Jährlich ist es unsere traurige Aufgabe auch von Unglücksfällen zu reden die sich im Vorjahre ereignet haben. Unter diesen lassen heuer die großen Elementarereignisse des letzten Frühjahres alles andere hinter sich. Ueberall Wasserstoth, Ueberschwemmung, Wolkenbruch, Bergsturz. Selbst die Seebaasen gingen dabei nicht leer aus. Doch das Unglück ist die Schule des Lebens und in ganz Mitteleuropa hat sich als Folge der letzten traurigen Ereignisse die Ueberzeugung befestigt, daß wir bisher manches versäumt um die Folgen von Hochwassern nach Möglichkeit von uns abzuwehren. „Regulirung der Seen und namentlich der Flüsse“ ist das Lösungswort und reichlich werden sich die Millionen verzinsen, welche die Nationen hiesfür verwenden müssen, denn dieselbe Spate, die den verheerenden Wasserläufen ihren künftigen unschädlichen Weg vorschreibt, bahnt zu gleicher Zeit auch dem kaufmännischen und wirtschaftlichen Verkehre neue und billige Straßen, mit deren Anlage unser Vaterland namentlich dem französischen Nachbar gegenüber zurückgeblieben ist.

Und zum Schluß noch ein Memento denen, welche bei ihrem Scheiden aus dem „irdischen Jammerthal“ in öffentlichen Kreisen eine Lücke hinterlassen haben, die für die Mitwelt empfindlich ist. Aus Galanterie wollen wir dabei auch solche Heimgegangenen hinzufügen, welche ihren Ruhm mehr ihrer äußeren Stellung und hohen Geburt als dem eigenen Verdienste verdanken.

Am 16. August 1875 starb in Folge eines Sturzes vom Pferde Prinz Carl von Bayern, 1866 Obergeneral der süddeutschen Armee; am 4. Juni 1876 segnete der türkische Sultan Abdul Aziz

das Zeitliche, angeblich in Folge von Selbstmord, kurz nach seiner Thronensetzung. —

Am 14. Juli starb zu Genf der berühmte General Dufour *), am 2. August der Expräsident der vereinigten Staaten Andrew Johnson, am 12. August zu Gersau der langjährige ehrenfeste Führer der deutschen Fortschrittspartei, Leopold von Hoyerbeck, am 5. November der gelehrte badische Staatsmann Geheimrath Robert von Mohl, am 12. November der schweizerische Bundesgerichtspräsident Jakob Blumer und gleichzeitig der schweizerische Staatsmann Dr. Casimir Pfysffer, am 28. Januar 1876 der ungarische Patriot Franz Deak, am 26. Mai der böhmische Politiker und Geschichtsschreiber Franz Palacky. —

Kunst, Wissenschaft und Literatur verloren am 15. Juli 1875 den Komponisten Ernst Reiter zu Basel, am 18. Juli den Wiener Dichter Gabriel Seidl, am 28. Juli den Dramatiker und ehemaligen Sozialdemokraten B. von Schweizer, am 4. August den liebenswürdigen Märchenbilderer Andersen zu Kopenhagen, am 22. September den schweizerischen Sängervater J. Rud. Weber, am 20. Oktober den englischen Physiker Wheatstone und am 18. März 1876 Ferdinand Freiligrath, die deutsche Trugnachtigall, die das hohe Lied der Völkerfreiheit ganz und voll ausgefungen und mit diesem Lied die Streiter für das hohe Ziel geworben, im Kampfe angefeuert, im Exil zum Ausbarren gestählt hat. — Sei diesen allen die Erde leicht!

*) Der in Konstanz das Licht der Welt erblickt hat.

Auflösung der Räthsel.

1. Sitter, Rettig. 2. Weinglas.

Jahrmärkteberichtigungen.

Meskirch verlegt die Viehm. vom 8. Jan. auf 30. Dez. 1876, vom 9. April auf 31. März, vom 28. Mai auf 19. Mai.

Ergebniß der Gewinnziehung von 1876.

Es erhielt: Nr. 8,343 den ersten Gewinn mit 50 Mark. Nr. 19,009 den zweiten und Nr. 54,207 den dritten Gewinn mit je 30 Mark. Nr. 5,253 den vierten und Nr. 32,338 den fünften Gewinn mit je 25 Mark. Nr. 45,319 den sechsten und Nr. 52,718 den siebenten Gewinn mit je 20 Mark.

Friedr. Stadler in Constanz

Buchdruckerei und Papier-Handlung.

Anfertigung von Druckarbeiten aller Art.

En gros & en détail Lager von Post-, Schreib- und Pack-Papieren.

Geschäftsbücher in reicher Auswahl.

Bureau-Utensilien, Bahn-Frachtbriefe, Papiersäcke, Düten u. Bindfaden zu Fabrikpreisen.

Capital
Gülden
oder
Mark
1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
20
30
40
50
60
70
80
90
100
200
300
400
500
600
700
800
900
1000